



Helmut Zell

Auto Exit Now

Roman

Copyright© 2020 Helmut Zell, www.autoexit.de
Titelfoto Carsten Drohm

Der Autor

Dr. Helmut Zell ist Ingenieur und promovierter Volkswirt und hat Projekte im Ingenieur- sowie im Managementbereich im In- und Ausland geleitet. Er ist jetzt im Ruhestand und wohnt in Remagen am Rhein

Helmut Zell

Auto Exit Now

Roman

Inhalt

1. Ku'damm in der Nacht	1
2. Trauer, Schuldgefühle und Wut	24
3. Rachedgedanken.....	62
4. Recherche	80
5. Ein Urteil	117
6. Erste Rache.....	132
7. Versuch und Erfolg.....	184
8. Die große Aktion.....	232
9. Auto Exit.....	258

1. Ku'damm in der Nacht

Unvermittelt klatschte Regen an die Scheibe. Sanft setzte sich der Scheibenwischer in Gang, automatisch, geräuschlos. Technischer Fortschritt, den Simon uneingeschränkt genoss, immer wieder. Aus dem Radio schnarrten jetzt die Verkehrsmeldungen mit den aktuellen Staus – genervt drehte er den Ton ab – war das nötig, man sah es doch, man wusste es, man ertrug es, immer dasselbe. Der ganze Missmut des Tages stieg in ihm auf – bis hin zum Anruf von Vera, er möge heute unbedingt pünktlich heimkommen – es gebe eine Neuigkeit. Ihre Stimme hatte freudig erregt geklungen, und er hatte keine Ahnung, was sie ihm wohl zu sagen hatte, war auch nicht in Stimmung, sie jetzt zu sehen, möglicherweise einen romantischen Abend zu verbringen. Am liebsten wollte er einfach seine Ruhe.

Sie schien verändert, als sie in der Küche stand, ihr langes Haar fiel auf der einen Seite ins Gesicht, die Wangen gerötet, verhalten aufgeregt, viel jünger als sonst mit ihren 38 Jahren, irgendwie beunruhigte ihn das. Der sorgfältig gedeckte Tisch, Weingläser, es duftete nach gebackener Forelle – was sollte das? Für einen gewöhnlichen Donnerstagabend etwas viel Aufwand, dachte er mit wachsendem Unbehagen.

Beim Essen ließ sie dann endlich die Bombe platzen: „Ich hatte heute den Termin bei der Frauenärztin. Stell dir vor, ich bin schwanger! Ganz sicher! Ich kann es kaum glauben!“ – ... – „Was sagst du, freust du dich nicht?“ – Es gelang ihm nicht, sein Erschrecken zu verbergen. Der Kinderwunsch war

doch vom Tisch gewesen! Sie hatten sich doch damit abgefunden, nach jahrelangem Herumdoktern und immer aufs Neue enttäuschenden, verletzenden Versuchen und quälendem Forschen nach Ursachen; sie würden keine Kinder haben, und damit basta! Und jetzt dies!

„Doch, natürlich, ich freu mich, klar, was denkst du denn? – kam nur so überraschend – hatte wirklich nicht mehr damit gerechnet – du etwa?“ beeilte er sich zu versichern. Aber Vera hatte längst wahrgenommen, dass seine Freude nicht spontan und ungetrübt kam – das war nicht mehr zu retten, und so war es jetzt. Irgendwie gingen sie beide darüber hinweg, erzählten sich neu die vergangenen Geschichten des Herumprobierens, der ewigen Warerei, und wie sie sich schließlich von dem Gedanken an ein Kind verabschiedet hatten – und jetzt, jetzt sollte auf einmal alles anders sein. Veras Vorfreude und Aufregung begannen ihn anzustecken, und mit zunehmendem Weingenuss vergaß er all die stummen Einwände, die in ihm rumorten.

Als Simon am nächsten Morgen etwas verschlafen in die Küche kam, traf er auf Vera, die, wie sie sagte, die halbe Nacht vor Aufregung nicht geschlafen hatte.

Vera umarmte ihn. „Stell dir vor, wir werden ein Baby haben!“

„Ja, Vera, ich freue mich auch.“

Simon ging zum Kühlschrank, holte sich eine Tüte Milch und goss einen Schluck in die Tasse Kaffee. Simon war vierundvierzig Jahre alt, über einsachzig groß und schlank, allerdings hatte er um Bauch und Hüfte in letzter Zeit Gewicht zugelegt. Sein volles dunkelblondes Haar zeigte an der Seite graue Strähnen. Heute trug er wie an den meisten Arbeitsta-

gen ausgebleichte Jeans und ein graues Hemd, darüber ein Tweed Jackett mit ledernen Ellenbogenpatches. Keine Krawatte, die trug er nur zu geschäftlichen Anlässen.

Das Haus lag verkehrstechnisch ideal. Die Nähe der Auffahrt zur A 565 erlaubte ihm, seinen Arbeitsplatz bei EMC-GmbH in Bonn in weniger als dreißig Minuten zu erreichen. Für Geschäftsreisen konnte er über die im Norden von Bonn gelegene Friedrich-Ebert-Brücke den Rhein überqueren und nach wenigen Kilometern auf der A 59 den Konrad-Adenauer-Flughafen erreichen.

„Simon, meinst du nicht auch, dass wir bald zu einem Möbelausstatter für das Kinderzimmer fahren sollten. Vielleicht nächsten Samstag?“

Voller Enthusiasmus unterbreitete ihm Vera ihr detailliert ausgearbeitetes Konzept für die Einrichtung des Kinderzimmers. Simon antwortete mit Ja und Nein und widmete sich seinem Frühstück. Vera hatte heute am Dienstag als Lehrerin an der hiesigen Grundschule ihre erste Unterrichtsstunde in der vierten Klasse erst um zehn Uhr.

Dieses zweigeschossige Einfamilienhaus in Ückesdorf, einem Vorort von Bonn, hatten sie gekauft, als sie vor drei Jahren ihre Kinderpläne endgültig aufgegeben hatten. Es entsprach hinsichtlich Architektur und Stil ihren Vorstellungen und lag in einem begehrten Wohngebiet der Stadt. Im Vorgarten standen junge Blautannen und Thujaabäume. Das Haus ließen sie aufwendig renovieren. Es bekam einen neuen Außenanstrich, die Haustür und Sprossenfenster wurden weiß gestrichen. Die Räume im Erdgeschoss und im ersten Stock hatte Vera zusammen mit einem Innenarchitekten geplant. Viel Licht, luftig und hell, großzügig und luxuriös.

Simon beeilte sich mit seinem Frühstück und entschuldigte die hastige Verabschiedung mit einem frühzeitig angesetzten Meeting im Büro. Auf der Fahrt ins Büro ging ihm durch den Kopf, dass Vera mit ihren Plänen natürlich recht hatte: Eines der Gästezimmer wurde sowieso kaum genutzt. Das zum Babyzimmer zu machen, war vernünftig. Auch er freute sich auf das Baby, vielleicht nicht so sehr, wie es Vera als werdende Mutter tat. Simon dachte daran, dass Vera als Mitverdienerin für einige Jahre ausfallen würde. Die monatlichen Zahlungen für den Hauskredit würden kein Problem machen, allerdings müssten sie ihre Ausgaben einschränken. Aber sie würden es schaffen, keine Frage.

Am Abend des nächsten Tages fuhr Simon mit seinem Audi 4 allroad quattro die mit Natursteinen gepflasterte Einfahrt hoch. Mit dem elektronischen Türöffner öffnete er das linke Tor der Doppelgarage und stellte den Wagen dort ab. Mit Schwung stieg er aus und griff seinen Aktenkoffer. Dann verriegelte er mit dem elektronischen Schlüssel den Wagen und schloss mit einem Druck auf die Fernbedienung das Garagentor. Vera erwartete ihn bereits mit einer Frage an der Eingangstür.

„Was machen wir denn jetzt mit unserem Ausflug nach Berlin?“

Schon vor Weihnachten hatten sie sich mit dem befreundeten Ehepaar Klaus und Sofia Schneider verabredet, um in Berlin im Theater des Westens das Musical 'Tanz der

Vampire' zu besuchen. Klaus war Simons engster Freund und Kollege bei der Firma EMC-GmbH.

„Was soll schon sein?“

„Sollen wir wirklich fahren?“

„Warum denn nicht?“

„Was hat denn die Ärztin gesagt?“

Vera antwortete zögernd: „Sie sagte, alles sei in Ordnung. Aber weißt du, ich bin mir nicht sicher. Wollen wir wirklich so ein Risiko eingehen? Wir könnten noch absagen.“

„Absagen? Die Schneiders wären enttäuscht. Du weißt doch, wie verrückt Sofia nach Musicals ist.“

Vera meinte zögerlich: „Sie könnten auch ohne uns fahren.“

„Schon, schon. Aber sie haben sich sehr auf diese Reise gefreut, gerade mit uns. Klaus hat mir das erst neulich gesagt. Und du bist doch erst im zweiten Monat.“

Er schaute sie fragend an. Sie machte einen erneuten Anlauf: „Berlin ist anstrengend, und ich weiß nicht, ob das gut für das Baby ist. Gerade die ersten drei Monate sind kritisch, weißt du.“

„Du kannst ja noch einmal mit deiner Frauenärztin reden. Wenn sie keine Einwände hat, fahren wir. Wir nehmen unseren Audi. Da kannst du mit Sofia bequem hinten sitzen und ich wechsele mich mit Klaus am Steuer ab. Er ist ein guter Autofahrer.“

Vera zweifelnd: „Meinst du wirklich? Oder sollten wir absagen?“

„Aber Vera, die Tickets für das Musical sind gebucht und bezahlt. Sie liegen dort auf dem Sideboard. Komm schon, lass uns fahren.“

Nach dem Abendessen wanderte Simon rüber ins Wohnzimmer, blieb an der Fensterfront stehen und blickte nachdenklich in den Garten. Ein herrlicher Herbsttag mit blauem Himmel und weißen Gutwetterwolken. Jetzt im März war es zu kalt, doch bald würde man sich auf die windgeschützte Terrasse in die Korbsessel setzen können. Er hörte Vera singend in der Küche rumoren. Ja, sie freute sich riesig auf das Baby. Seine Freude war gedämpft. Sein Blick fiel auf den Streifen mit Unkraut, Unterholz und einigen Birken bewachsenes Brachland und auf die dahinter liegende Lärmschutzwand an der Autobahn 565, die zur A 61 führte. Diese verband Koblenz und Köln. Mit dem kommenden Frühling würden die neuen Blätter mit frischem Grün die jetzt nackte Wand völlig verbergen. Dank dieser Wand war das unablässige Rauschen der Fahrzeuge auf der Autobahn hier im Wohngebiet nur schwach zu hören. Aber es war zu hören. Dass ihn jemals dieses Rauschen stören könnte, konnte er sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht vorstellen.

Überraschend früh war in diesem Jahr der Frühling nach Berlin gekommen. Schon am Vormittag an diesem letzten Samstag im März strahlte die Sonne warm auf die Stadt. Mike war guter Dinge. Er trug dunkelblaue Jeans in Übergröße und schwarz-weiße Reebok Sneakers. Auf dem Kopf saß ein schwarzes Original Mercedes Baseball Cap, den Schirm keck nach hinten geschoben. Zum Outfit gehörten eine schwarze abgeschabte Lederjacke im stilechten Rallye-Look und eine second-hand gekaufte Porsche Designer-Brille. Selbst jetzt,

wo ihn niemand sehen konnte, genoss er sein Outfit. Vor ihm stand ein Schmuckstück eines Wagens, ein zweisitziger Mercedes-Sportwagen. Das Phänomenale: Er war der Eigentümer. Den Wagen hatte er Anfang Februar auf dem Hof eines Händlers in Schöneberg in einem verwahrlosten Zustand entdeckt. Verblichener Lack, mit unzähligen Kratzern und einer tiefen Beule in der rechten Seitentür, der Motorraum ölig und verdreckt. Das Herz hatte ihm wehgetan und in diesem Moment hatte er gewusst, dass das sein Wagen war. Ein Mercedes-Benz SLK 230 Kompressor, Baujahr 1996, eines der ersten Fahrzeuge der Baureihe. Vor vier Wochen hatte er ihn für 2950 Euro erstanden. Eine Waffe, hatte der Verkäufer zu ihm gesagt. Ein echtes Schnäppchen. Seither hatte er jede freie Minute in den Wagen gesteckt. Gestern dann der letzte Schliff, geputzt, gewachst und hochglanzpoliert. Das Auto funkelte in der Frühlingssonne, fast so wie am Tag, als es vor rund zwanzig Jahren vom Band gelaufen war. Die kleinen Lackschäden und Beulen im Blech sah man kaum noch. Im Innenraum weiße Sportsitze in Volllederausführung mit roten Ziernähten. Nachdem ihm ein Kumpel in seiner Neuköllner Werkstatt beim Motor-Tuning geholfen hatte, war es jetzt ein echtes Geschoss. Sein Freund Adrian würde staunen.

Mike drehte den Zündschlüssel. Der Motor startete etwas verzögert, bollerte dann aber sonoren vor sich hin. Der Asphalt war trocken und Mike fühlte sich gut. Die sechs starken Stahlkolben, die sich in ihren geölten Zylindern stetig auf- und abbewegten, wirkten beruhigend auf sein Gemüt. Ja, er liebte das Autofahren. Er tippte das Gaspedal einige Male an, trat dann das Gaspedal bis zum Bodenblech durch. Da er-

wachte die unbändige Kraft des 2,3-Liter-Motors zu ihrer vollen Stärke. Der Sound war ohrenbetäubend. Mike genoss das geile Kribbeln im Bauch. Dann ließ er das Pedal wieder los, rückte sich im Fahrersitz zurecht und legte den ersten Gang ein. Dann trat er auf das Gaspedal und 197 Pferdestärken schoben den Zweisitzer vorwärts. Wegen seines Alters lief der Motor im unteren Drehzahlbereich etwas stotternd. In höheren Drehzahlen drehte jedoch der Motor völlig rund und entfaltete seine ganze Power. Dass er schon 250.000 Kilometer auf dem Buckel hatte, merkte man ihm nicht an. An der Kreuzung schaltete die Ampel auf Rot. Mike bremste sanft ab, der Wagen gehorchte folgsam. Neben ihm kam ein Audi der neuen Modellreihe zum Stehen, hinter dem Steuer ein geschneigelter junger Karrieretyp. Mike warf dem Typen durch das Seitenfenster einen herablassenden Blick zu. Sein rechter Fuß spannte sich. Als die Ampel auf Gelb sprang, drückte Mike aufs Gas und ließ gleichzeitig die Kupplung kommen. Der Mercedes machte einen Satz nach vorne. Sekunden später zeigte ihm ein Blick in den Rückspiegel, wie der Audi zurückfiel und immer kleiner wurde. Mike lebte auf, alle kleinen Sorgen blieben zurück. Seit Jahren hatte er davon geträumt, so über den Asphalt Berlins heizen zu können. Das war der Geruch von Freiheit.

Seit der Grundschulzeit war Adrian sein bester Freund. Adrian wurde von seinem Vater, der im Bezirk Berlin-Süd als Versicherungsmakler bestens etabliert war, großzügig mit Geld versorgt. Dagegen war Mikes finanzielle Lage chronisch prekär, was er ungerecht empfand. Schon mehrmals hatte ihm Adrian seinen BMW Z3 für eine Spritztour überlassen. Nett von ihm. Aber sie waren auch Konkurrenten. Mike

fierte darauf, ihm den Mercedes zu präsentieren. Er war sicher, der bessere Fahrer zu sein. Bei einer Wettfahrt würde er vorne sein, da gab es keinen Zweifel. Bisher hatte er nur kein eigenes Fahrzeug gehabt. Die Wagen, die ihm Kumpels für kurze gemeinsame Ausfahrten liehen, waren schwächliche Schrottkisten. Doch das war jetzt anders. Endlich hatte er seinem Freund und Konkurrenten etwas entgegenzusetzen. Er war überzeugt, dass sein Mercedes SLK schneller war als dessen BMW Z3.

Adrians Eltern waren geschieden. Das Haus mit 300 Quadratmetern bot genügend Platz, auch für Adrian. Er hatte eine Einliegerwohnung im Souterrain mit fast hundert Quadratmetern und allem Komfort für sich. Adrian hatte immer gefühlt, dass er für seinen Vater nicht wichtig war. So merkte dieser auch nicht, dass sein Sohn zwar an der Freien Universität in Jura immatrikuliert war, aber sein Studium schon vor über einem Jahr abgebrochen hatte. Adrian ließ ihn in dem Glauben, denn sonst hätte er ihm die monatliche Überweisung gestrichen.

Auch Mikes Eltern waren geschieden. Leider waren die Einkommensverhältnisse seines familiären Umfelds weniger günstig. Er wohnte bei seiner Mutter. Adrian und er hatten gemeinsam das Berthold-Brecht-Gymnasium in Zehlendorf besucht. Adrian hatte dort das Abitur gemacht, während Mike die Schule kurz vor dem Abitur geschmissen hatte. Dann hing er zum Leidwesen seiner Mutter lange Zeit untätig rum. Erst vor zwei Monaten hatte er eine Lehre als Automechaniker angefangen. Autos faszinierten ihn; sie waren das Einzige, wofür er überhaupt Interesse aufbringen konnte. Sein Vater lebte von Hartz IV, nachdem seine Firma vor drei

Jahren Pleite gemacht hatte. Er sah den Vater manchmal an Wochenenden in Moabit, wo dieser mit einer Freundin in einer Zweizimmerwohnung hauste.

Während der Fahrt kündigte Mike bei Adrian per Handy sein Kommen an. Gegen eins erreichte er Adrians Haus in Zehlendorf. Er parkte direkt hinter dessen blauem BMW-Z3, der auf der Straße vor dem Haus stand. Er ließ das Seitenfenster herunter. Kühler Wind drang herein, aber im Wagen war es warm. Fünf Minuten später kam Adrian mit einer schneeweißen Baseball Cap im BMW-Design auf dem Kopf die breiten Stufen der Villa herunter. Er trat durch das schmiedeeiserne Tor.

Die Überraschung stand ihm im Gesicht, als er Mike im Auto erblickte.

„Da hast du ja die Kiste, geil“, sagte er anerkennend. „Bestimmt eine Menge Arbeit, Mann.“

Mike stieg aus und sagte: „Nicht nur Arbeit, auch ganz schön Knete. Die Ersatzteile, die meisten gebraucht, aber trotzdem sauteuer. Auch die Auspuffanlage, doch fast neu. Ich habe sie gestern montiert.“

Adrian trat näher heran und hämmerte mit seinem rechten Schuh gegen das Vorderrad.

„Das Reifenprofil ist ganz gut“, bemerkte er anerkennend. „Hat die Maschine einen Kompressor?“

„Keinen Kompressor, sondern einen Turbolader, schon als Standard. Viel besser“, bemerkte Mike stolz. Adrian vernahm das mit einem Anflug von Neid, denn sein Z3 hatte weder einen Kompressor noch einen Turbo.

Mike legte nach: „Die Kiste ist super. Allein der Sound. Und der Abzug unglaublich.“

Adrian öffnete die Fahrertür und ließ sich auf den Beifahrersitz fallen. Sorgfältig inspizierte er das Armaturenbrett, fasste mal hier und dort dran, ließ seinen Blick schweifen, sah die Konsole, den Schalthebel, den Türgriff und die aufwendige Verarbeitung. Nichts entging ihm. Ja, er war beeindruckt, versuchte aber, sich seinen aufkommenden Neid nicht anmerken zu lassen. Er fragte Mike: „Darf man damit auch mal eine Runde drehen?“

Mike fühlte sich geschmeichelt und gab sich gönnerhaft: „Na klar, später bestimmt, nur noch nicht heute. Ich muss mich erst selbst mit dem Wagen vertraut machen.“

„Guter Wagen.“ Adrian schlug Mike anerkennend auf die Schulter. „Dann lass uns eine Runde drehen.“

„Einverstanden.“

Beide stiegen ein. Mike startete den Mercedes, ließ den mächtigen Verbrennungsmotor ein paar Mal aufheulen, kupelte ein und ließ den Wagen vorsichtig aus der Parkbucht rollen. Dann startete er durch. Der Wagen schoss nach vorne. Zwei schwarze Gummispuren blieben auf dem Asphalt zurück. Irgendjemand in den umliegenden Wohnungen würde sich jetzt ärgern. Egal. Als der Straßenbelag von Asphalt zu holprigem Kopfsteinpflaster wechselte, drosselte er die Geschwindigkeit. An der nächsten Abzweigung schlug er das Lenkrad scharf rechts ein. Die Vorderräder folgten mit etwas Verzögerung. „Die Lenkung hat Spiel“, kommentierte Adrian. „Kein Wunder bei dem Alter.“

Mike reagierte verärgert: „Quatsch, der Wagen ist tadellos in Schuss und läuft wie auf Schienen.“

Sie drehten in der näheren Umgebung ein paar Runden. Dann steuerte Mike den Wagen zurück zum Ausgangspunkt.

Adrian boxte Mike in die Seite: „Gratuliere. Gutes Fahrzeug.“

„Danke, Mann.“

Beide stiegen aus, streckten sich und gingen gemeinsam hinüber zu Adrians blauen BMW Z3. Der Z3 war im Film 'GoldenEye' von James Bond gefahren worden und aus diesem Grund hatte Adrian gerade diesen Wagen gewollt. Es hatte viel Überzeugungsarbeit bedurft, bis sein Vater endlich bereit gewesen war, das Geld dafür rauszurücken.

Adrian kam eine Idee: „Lass uns eine größere Spritztour machen. Du in deinem Wagen, ich in meinem. Wie wäre es mit einem Besuch beim Tuning-Treffen in Friedrichshain? Das ist heute.“

„Das ist ein gutes Stück zu fahren. Aber o.k., da wollte ich immer schon mal hin.“

„Da siehst du tolle Fahrzeuge. Ich habe da neulich so einen Autoschrauber getroffen, ein Typ, du glaubst es nicht. Der hat seinen Z3 komplett aufgemotzt, mehr geht nicht. Aber 350 PS! Wer's denn glaubt.“

Genervt verdrehte er die Augen gegen den blauen Himmel.

„Klar ein Angeber, trotzdem ein tolles Gerät. Der Wagen hatte einen Sound, sage ich dir. Wow! So einen Auspuff bräuchte ich auch.“

Adrian stieg in seinen BMW Z3 und startete. Mike folgte ihm im Mercedes. Im Zweiergespann ging es über die Zufahrt 'Spanische Straße' auf die Autobahn A 115, die streckenweise auf der alten Berliner Rennstrecke AVUS verlief. Dort fädelten sie sich zügig in den fließenden Verkehr ein und zogen ihre Fahrzeuge sofort auf die Überholspur. Alle drei Fahr-

spuren nutzend schlängelten sie sich durch den dichten Verkehr, wobei sie sich spielerisch elegant an der Spitze abwechselten. Sie lieferten sich kein Rennen, überschritten jedoch das geltende Tempolimit von 100 km/h bei Weitem. Nervige Langsamfahrer nötigten sie durch dichtes Auffahren auf die rechte Spur. Als ein schwarzer Opel-Insignia stur die linke Spur blockierte, fuhr Mike bis auf wenige Meter dicht an ihn heran. Durch das breite Heckfenster des Opels konnte er eine Glatze mit weißem Haarkranz erkennen, offenbar ein Opa am Steuer. Mike klemmte sich bis auf wenige Zentimeter an dessen Stoßstange und betätigte in schnellem Takt am Lenkrad den Hebel für die Lichthupe. Endlich räumte der Blockierer die Spur. Er gestikulierte wütend, als sie sich lässig im Abstand von wenigen Zentimetern an ihm vorbei schoben. Adrian zeigte ihm durch das Seitenfenster zum Abschied den ausgestreckten Mittelfinger. Dann drehten sie die Motoren wieder voll auf. Mike fuhr vorne, Adrian nahe an ihm dran. Jetzt zeigte Mike, was in seinem Mercedes steckte. Er nahm die rechte Hand vom Lenkrad, legte den fünften Gang ein und drückte das Gaspedal durch. Die Tachonadel kletterte hoch auf 150. Tempolimit, scheiß drauf. Die Bullen kontrollieren hier doch nie, und er gab Gas. Adrian blieb dran.

Mike hatte die Schule geschmissen. Die wichtigen Dinge hatte er sich selbst angeeignet. Zum Beispiel, dass ein Fahrer mit dem Namen Fritz Lang im Mai 1937 auf der Avus bei einem Rennen mit einem vollverkleideten Achtzylinder 398 PS starken Mercedes-Benz Rennwagen und einem Durchschnitt von 260 km/h das Rennen gewonnen hatte. Diese Daten hatte Mike bestens im Gedächtnis. Auch dass im darauffolgenden Jahr Rudolf Caracciola mit einem Wagen von

Daimler-Benz die Geschwindigkeit von 432 km/h erreicht hatte. Niemand war jemals auf einer öffentlichen Straße schneller gefahren. Bis heute Weltrekord. Diesen Wert wollte Mike heute nicht erreichen. Aber er wollte schnell sein und gab Gas. Als die Nadel des Tachometers auf 200 km/h zeigte, nahm er den Fuß vom Gaspedal. Adrian schloss kurze Zeit später im BMW auf. Gemeinsam bogen sie auf den Messe-damm ab und setzten ihre schnelle Fahrt als Tandem auf dem Kaiserdamm in Richtung Osten fort. Im Gespann bogen sie später nach Norden ab, um dann durch die Landstraßen der Vororte zu kreuzen. Gegen Abend erreichten sie ihr Ziel.

Die Tankstelle an der B1 Ost in Friedrichshain war ein beliebter Treffpunkt der Raser- und Tuning-Szene. Als sie dort ankamen, waren bereits viele Tuningfreaks versammelt. So früh am Abend fanden sie noch zwei begehrte Parkplätze im Zentrum des Platzes. Im Shop der Tankstelle holten sie sich zwei Cappuccini und wanderten mit ihren Coffee-to-go-Pappbechern ehrfurchtsvoll an den aufgereihten Fahrzeugen entlang.

Für Mike war es der erste Besuch. Manche halten sich für Tuner, weil sie verchromte Alufelgen aus dem Zubehör-Shop auf die Achsen ihres Fahrzeugs montieren. Ein echter Tuning-Profi hat Vergnügen daran, einen nach außen hin unscheinbaren Tourenwagen so aufzumotzen, dass er mit ihm jeder Nobelkarosse die Rücklichter zeigen und sich jedem Wettkampf auf der Straße stellen kann. Das waren die Schrauber. So ein Schrauber wollte Mike werden.

Es war Nacht geworden. Sie mussten lange warten, bis die Vorbereitungen für die Rennen begannen. Um diese Zeit war noch zu viel Verkehr unterwegs. Erst gegen halb zwölf star-

tete das erste Rennen. Ein Duell zwischen einem Ford Mustang IV und einem Porsche Carrera. Unter den Umstehenden kam nun fiebrige Stimmung auf. Die Motoren heulten auf, sonores Röhren, dann wieder unvermittelt wütendes Brüllen, kaum gedämpft durch die umgerüsteten Auspuffanlagen, rotierende Antriebsräder, schwarze Wolken im Licht der Straßenbeleuchtung. Die Hinterräder der Fahrzeuge drehten durch, der Gestank von qualmendem Gummi waberte über dem Parkplatz. Der Mustang vibrierte und schwang sein Hinterteil ungestüm von Seite zu Seite. Noch hatte er sich keinen Zentimeter nach vorne bewegt. Dann trat der schwarze Carrera röhrend in Aktion, von unbändiger Kraft auf der Stelle von links und rechts schlingernd. Dann ruckelten beide Fahrzeuge vor zur Startposition. An der dicken weißen Startlinie stoppten sie. Eine Zeit hörte man nur das An- und Abswellen der beiden Motoren. Endlich stieß der Starter in gelber Sicherheitsjacke die beiden Arme in den Himmel und schlug sie dann kreisförmig nach unten. Die Motoren brüllten auf, die Reifen quietschten über den Asphalt, dann verschwanden die Rücklichter in der Dunkelheit.

„Das war fantastisch, einfach fantastisch. Ich liebe Musicals“, rief Sofia voller Begeisterung, als sie nach der Veranstaltung im Besuchergedränge die Stufen des 'Theaters des Westens' hinabstiegen. Vera hängte sich bei ihr ein und stimmte zu: „Absolut, eine wunderbare Vorstellung, toll.“

Sofia ergänzte: „Das ist die beste Inszenierung, die ich kenne. 'Tanz der Vampire' ist wirklich ein tolles Musical, spannende Geschichte, dann die Tanzszenen und die Musik.“

Vera wandte ein: „Für mich schon ein bisschen gruselig, diese Vampire. Aber wunderbar.“

Die Frauen überschlugen sich in ihrer Begeisterung für das Musical. Auch Simon und Klaus äußerten sich zufrieden, wenn auch mit weniger Enthusiasmus. Am Fuß der Theater-
treppe blieben sie stehen, während sich die Besucher allmählich in verschiedene Richtungen zerstreuten.

„Was nun?“, fragte Vera.

„Jetzt schon ins Hotel zu gehen, ist zu früh. Lasst uns den Abend ausklingen lassen und was trinken“, schlug Klaus vor. Bei den Reisevorbereitungen war er bei der Suche nach einer Kneipe auf den 'Zwiebelfisch' gestoßen, der im Stadtführer als Kultkneipe mit 68er Flaire betitelt worden war. Täglich geöffnet von 12 Uhr mittags bis 6 Uhr früh.

Sie gingen plaudernd die Kantstraße entlang und stießen nach wenigen Hundert Metern auf den Savignyplatz. Vor dem Eingang des Lokals standen ein paar Tische mit einigen Rauchern, die der Kälte trotzten. Die Kneipe bestand aus zwei Räumen. Links waren an den niedrigen runden Holztischen alle Stühle besetzt. Im rechten Winkel zum Tresen standen festmontiert fünf hohe Tische mit Hockern. Die ganze Einrichtung war aus gediegenem dunklem Holze aus der Gründerzeit, was die Attraktivität und den Bekanntheitsgrad des Lokals ausmachte. Am Wandregal hinter der Theke standen Flaschen mit Spirituosen aller Arten und Marken. In einem Korb wurden abgepackte Erdnüsse angeboten. Obwohl Rauchen in der Kneipe verboten war, lagen

in einer Schale auf dem Tresen kostenlos Streichholzschachteln aus. Es gab Zapfbiere und leichte Kost, Spezialität Zwiebelsuppe. Auf den Tischen lagen Bierdeckel der Schultheiß Brauerei, auf denen sie damit warb, schon seit 1842 in Berlin Pilsener zu brauen. Da alle Tische zum Sitzen besetzt waren, führte Simon sie an einen der rechteckigen Stehtische. In seiner Sorge um Veras Gesundheit schaffte er es, vom Nebentisch einen der Hocker zu organisieren. Zwar wehrte sie zuerst ab, setzte sich aber doch, geschmeichelt von soviel Fürsorge.

Klaus bestellte eine Runde Bier für alle. „Für mich kein Bier“, rief sie ihm durch das Stimmengewirr zu.

Klaus wandte sich ihr zu und sagte: „Aber, Vera, so kenne ich dich gar nicht. Geht's dir nicht gut?“

„Mir geht es bestens.“ Sie warf einen fragenden Blick zu Simon hin. Eben reichte die Serviererin die Getränke über den Tresen. Die Lautstärke hatte zugenommen und Simon hatte Mühe, sich Gehör zu verschaffen. „Ich glaube, wir müssen euch etwas mitteilen.“

Er blickte in zwei erwartungsvolle Gesichter. „Etwas Erfreuliches, glaube ich.“

Klaus und Sofia schauten sichtlich irritiert.

Sofia rief durch das Stimmengewirr: „Jetzt sind wir aber gespannt.“

Vera sagte mit gehobener Lautstärke: „Ja, es ist so: Ich bin schwanger.“

Eine Gruppe neuer Gäste war gekommen. Das Hintergrundgeräusch schwoll an, aber am Tisch meinte man, die Stille hören zu können.

Klaus setzte an: „Du machst jetzt einen Scherz, oder?“

Sofia verstand sofort. „Ich freue mich, ich freue mich für euch. Nach so langer Zeit.“

Mittlerweile hatte auch Klaus kapiert: „Darauf müssen wir einen Trinken. Ich bestelle Wasser für alle.“

Er bekam verwunderte Blicke.

„Ein Scherz“, fügte er hinzu.

Glückwünsche wurden ausgesprochen, nacheinander umarmten alle Vera. Zwei ältere Paare am Tisch, an ihrer Aussprache als echte Berliner erkennbar, hatten die freudige Nachricht mitbekommen. Weitere Gratulationen. Simon bestellte eine Runde Bier, mit Ausnahme Vera, die an ihrem Glas Mineralwasser noch kaum genippt hatte. Es herrschte eine lustige gesellige Atmosphäre. Gegen elf Uhr bekamen sie sogar einen freien Tisch. Weit nach Mitternacht konnten sie sich endlich zum Aufbruch entschließen. Sie überquerten die Kantstraße und gingen die Bleibtreustraße hoch. Zum Hotel seien es nur noch zehn Minuten zu gehen, meinte Klaus. Sie waren ausgelassen, angeheitert, gingen eingehakt, unterhielten sich lautstark, hatten viel Spaß. Der Alkohol tat seine Wirkung, ließ sie albern lachen und kichern. Aber auch Vera, die keinen Tropfen Alkohol getrunken hatte, war wie beerauscht von der angeregten Atmosphäre. Sie schlenderten die Bleibtreustraße hoch bis zum Ku'damm, der als eine der wichtigste Einkaufsstraße Berlins mit seinen Geschäften, Modeboutiquen und Restaurants um diese Zeit ziemlich ausgestorben war. Nur noch einzelne Autos waren unterwegs und auf dem breiten Gehsteig verloren sich die wenigen Nachtschwärmer.

„Ach, wir sind ja wieder am Ku'damm“, bemerkte Vera erstaunt. „Gut, dann ist es ja auch nicht mehr weit zum Hotel.“

Simon sagte: „Ja, ein paar Hundert Meter.“

Am Ende der Bleibtreustraße befand sich ein Juweliergeschäft, die Scheiben waren durch dicke Stahlgitter gesichert. Vera und Sofia blieben vor der hell erleuchteten Auslage mit extravaganterem Schmuck und teuren Uhren staunend stehen. Sie waren nicht nur von den ausgestellten Objekten fasziniert, sondern auch von ihrer außergewöhnlich gelungenen Präsentation.

Vera wandte sich an Sofia: „Schau mal, so einen Ring habe ich schon lange gesucht. Gold, klein, rund und schlicht, doch elegant.“

Simon gesellte sich zu ihnen und warf einen Blick auf das Schmuckstück, dann auf den Preis von 5.500 Euro. Veras Blick wanderte weiter und blieb bei einem Halsband mit einem hellblau funkelnden Edelstein stehen.

„Ist der nicht fantastisch“, rief sie begeistert. Simon wandte sich ab, wollte den Preis auch gar nicht sehen und rief ihr zu: „Wir können ja morgen bei Tag noch einmal vorbeischauen.“

Simon interessierte sich weder für Uhren noch für Schmuck und hatte sich Klaus angeschlossen, der schon ein paar Schritte weiter gegangen war. Die beiden überquerten die Fahrbahn und warteten auf dem Mittelstreifen, in ihre Unterhaltung vertieft. Als Simon zurückschaute, sah er, wie die hochgewachsene Gestalt Sofias ihnen folgte, während er Vera noch bei dem Juweliergeschäft stehen sah. Ungeduldig rief er: „Vera, jetzt komm doch endlich.“

Seine Stimme war wütend und laut. War es dieser wütende Tonfall gewesen, der Vera veranlasste hatte, so hastig und unvorsichtig auf die Straße zu treten? Diese Frage stellte er sich später oft und an die Katastrophe, die sich dann abspielte, würde er sich für den Rest seines Lebens erinnern und sich dafür schuldig fühlen. Als Vera merkte, dass sie mittlerweile allein vor dem Geschäft stand, hastete sie Sofia nach, die bereits den Mittelstreifen erreicht hatte. Zu diesem Zeitpunkt war das laute Dröhnen von hochtourigen Motoren zu hören, das von Häuserfronten links und rechts des Ku'damms zurückgeworfen wurde. Noch war nicht zu orten, aus welcher Richtung des Ku'damms die Schallwellen kamen.

Als Vera die Fahrbahn betrat, sah man die zwei Autos in aberwitzigem Tempo aus Richtung Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, die ganze Breite der Straße einnehmend, heran jagen. Sekunden oder Sekundenbruchteile später war das schrille Quietschen von Reifen zu hören. Der erste Wagen erwischte Vera frontal. Ein dumpfer kurzer Knall. Vera wurde von der niedrigen Frontseite des blauen BMW-Sportwagens getroffen. Sie wurde wie ein nasser Sack von der niedrigen Kühlerhaube hochgeworfen, rutschte über die Frontscheiben auf das Wagendach und fiel schräg nach hinten, klatschte auf die Straße und knallte mit dem Kopf gegen den Randstein. Der blaue BMW bremste scharf ab, kam fast zum Stehen. Der Fahrer schien irritiert, fuhr zehn oder zwanzig Meter im Schrittempo, dann heulte der starke Motor wieder auf. Der nachfolgende zweite Sportwagen bremste kurz, kam fast zum Stillstand, dann beschleunigte er wieder und folgte mit quietschenden Reifen dem ersten Wagen. Beide entfernten sich mit hohem Tempo in westlicher Richtung.

Bald verlor sich das Motorengeräusch in der Ferne. Totenstille. Nach einer Schrecksekunde spurtete Simon los, Klaus hinterher. An der Unfallstelle stand Sofia, ihre Hände gegen den Kopf gepresst. Sie schrie unablässig. Vera lag schräg auf dem Bauch, mit dem Gesicht zur Seite gedreht. Ihr Kopf lag in einer dunklen Blutlache, die sich schnell vergrößerte. Ihr rechtes Bein war in einer merkwürdigen Stellung vom Körper weggedreht. Ihr Kleid und ihr Mantel waren hochgerutscht. An einem Fuß fehlte der Schuh. Einige Meter abseits lag ihre Handtasche. Simon beugte sich zu ihr nach unten. Ihre Augen waren geschlossen, ruhig und friedlich. Nur das viele Blut im schwachen Licht der Straßenlaternen störte das Bild. Er fasste an ihre Schulter. „Vera, kannst du mich hören? Sag etwas, sag etwas, bitte“, stammelte er immer wieder mit wachsender Panik. Von Vera kam keine Reaktion. Jetzt begannen Passanten zur Unfallstelle zu eilen. Einer meinte, man müsse sie zudecken, ein anderer, dass man sie ja nicht bewegen solle. Eine weibliche Stimme rief laut nach einem Krankenwagen, ein anderer hatte schon sein Handy gezückt, sprach laut und betont deutlich in das Gerät: „Hier Unfall. Ku’damm, Ecke Bleibtreu, Personenschaden. Einen Krankenwagen. Schnell, schnell.“

Die Hektik um ihn herum erreichte Simon nicht; die Welt war für ihn ausgeblendet. Er kniete stumm neben Vera auf dem kalten Asphalt, hielt ihre leblose Hand und schluchzte.

Mike fuhr mit seinem Mercedes 230 SLK mit gedrosselter Geschwindigkeit vorne, Adrian dahinter. Auf den Straßen waren nur wenige Autos zu sehen. Nach mehreren Kilometern durch die Stadt bog Mike in eine Seitenstraße ab, stoppte an einer Bushaltestelle. Adrian folgte dicht auf. Mike sprang aus seinem Mercedes und lief zurück zu Adrian im BMW, der bei laufendem Motor wie gelähmt hinter dem Lenkrad saß. Mike trommelte an das Seitenfenster. Endlich ließ Adrian die Scheibe runterfahren.

„Was ist denn passiert?“, rief Mike aufgeregt.

„Mensch Scheiße, die Alte ist mir genau in den Wagen gelaufen.“

Mike versuchte zu beruhigen: „Mach erst mal den Motor aus.“

Die Straßenlampe über der Haltestelle beleuchtete die Szenerie. Kein Mensch weit und breit. Heute würde hier kein Bus mehr halten. Adrian saß wie festgenagelt hinter dem Steuer und sagte mit leiser Stimme: „Mensch, ich glaube, ich habe die Frau getroffen. Voll getroffen, verstehst du.“

Dabei schlug er mit den flachen Händen gegen das Lenkrad. Dann stieg er aus, ging vor der Motorhaube in die Hocke und begutachtete sie im Licht der Straßenlampe. Die lange Schnauze des Wagens war verbogen und hatte eine deutlich sichtbare Beule.

Mike flüsterte aufgeregt: „Du hast doch gebremst. Du warst nicht mehr schnell. Vielleicht hat die Frau auch nur ein paar blaue Flecken.“

Adrian schüttelte den Kopf: „Kann ich mir kaum vorstellen.“

„Scheiße Mann, das ist Fahrerflucht. Damit ist nicht zu spaßen, ich meine wegen der Polizei.“

Mehr zu sich selbst als zu Mike sagte Adrian: „Mein Alter dreht durch, wenn er davon erfährt. Für den bin ich dann gestorben. Ist sowieso ganz mies drauf zu mir.“

„Und wenn wir gleich zur Polizei gehen? Ist vielleicht besser.“ Mike sagte 'wir', um seine Solidarität mit Adrian auszudrücken. Unschlüssig gingen sie langsam um den Wagen herum.

„Ja, schau. Die Haube hat eine dicke Beule“, jammerte Adrian. „Mensch, die Karosserie war wie neu, immer noch der erste Lack, und jetzt das.“

Mike schüttelte den Kopf und stöhnte leise: „Mann, du hast vielleicht Sorgen!“

„Hörst du, sie ist mir einfach in den Wagen reingelaufen. Ohne zu schauen, die Tussi! Ohne zu schauen, verstehst du?“

Mike versuchte ihn zu beruhigen und sagte: „Ich glaube dir ja. Ich hätte sie ja selbst fast erwischt. Der Schaden muss beseitigt werden. Der Wagen muss neu lackiert werden.“

Adrian stimmte zu: „Unbedingt. Neue Farbe, rot wäre gut. Am besten morgen schon. Für meinen Vater muss ich mir eine Story ausdenken.“

„Ich kenne eine Werkstatt in Neukölln“, sagte Mike mit gedämpfter Stimme. „Russen oder Polen. Die klopfen Beulen raus und lackieren. Da arbeitet ein Kumpel von mir. Die machen gute Arbeit und stellen keine unnötigen Fragen. Hoffentlich hast du Geld. Denn das wird teuer.“

2. Trauer, Schuldgefühle und Wut

Kurz nach fünf Uhr morgens öffnete sich mit einem Schep-
pern die elektrische Schwingtür der Intensivstation in der
Charité und heraus trat Doktor Trautmann in Begleitung
einer Krankenschwester. Beide wirkten erschöpft. Mit einem
Ruck erhob sich Simon vom Plastikstuhl im Wartebereich.
Doktor Trautmann sprach langsam. „Es tut mir leid. Die
Kopfverletzung durch den Sturz war zu schwer. Wir konnten
nichts mehr tun. Mein herzliches Beileid, Herr Wiegand.“
Und er fasste Simons Hand und drückte sie lange. Die Hand
des Arztes war weich und kalt. Er starrte Doktor Trautmann
nur unverwandt an und fragte dann fast tonlos: „Kann ich sie
sehen.“

„Ja, kommen Sie. Ich führe Sie hin.“

Es war sechs Uhr, als Simon die Intensivstation verließ
und wie im Nebel mit dem Aufzug nach unten fuhr. Um
diese Zeit herrschte im Eingangsbereich der Unfallchirurgie
der Charité bereits ein Kommen und Gehen. Dort traf er auf
die Schneiders, die bei seinem Erscheinen verschlafen aus den
Plastiksesseln hochschreckten. Sie umarmten ihn, um ihn zu
trösten. Gemeinsam fuhren sie mit dem Taxi durch das mor-
gendliche Berlin zum Hotel zurück. Dort beauftragte Simon
ein Bestattungsunternehmen, Veras Leichnam nach der Frei-
gabe von der Pathologie der Charité in den Aufbewahrungs-
raum des Friedhofs in Ückesdorf zu überführen. Die Über-
führung von Berlin nach Bonn wurde für den morgigen Tag
arrangiert. Simon entschied sich dagegen im Leichenwagen

mitzufahren, sondern wollte lieber einen weiteren Tag und Nacht im Hotel bleiben. Die Schneiders blieben auch.

Am Morgen des nächsten Tages frühstückte Simon mit Klaus und Sofia im Restaurant des Fürstenberg-Hotels. Simon trank nur eine Tasse Kaffee. Danach räumten sie ihre Zimmer und trafen sich mit dem Gepäck an der Rezeption. Es herrschte bedrückte Stimmung. Der Hotelmanager, der vom Unfall erfahren hatte, kam aus seinem Büro und kondolierte. Mit dem Aufzug fuhren sie von der Lobby in die Tiefgarage. Da Simon in der Nacht kaum geschlafen hatte, bat er Klaus das Steuer zu übernehmen. Er setzte sich auf den Rücksitz, Sofia auf den Beifahrersitz. Die meiste Zeit herrschte im Wagen Schweigen. Bei der Fahrt aus dem Zentrum gab es viele Ampelstopps und mehrere Staus, bis sie endlich die Auffahrt zur A2 erreichten. Als die Verkehrslage ein schnelleres Tempo zuließ, stellte Klaus den Tempomat auf 130 Kilometer pro Stunde ein. Simon schlief bald völlig erschöpft ein. Abgesehen von einem längeren Stau bei Hannover verlief die Fahrt problemlos. Nach Hannover weckte ihn das Klingeln seines Mobiltelefons. Ein Reporter einer bundesweiten Zeitung, der seine Handy-Nummer in Erfahrung gebracht hatte, bat um Auskünfte zum Unfall. Simon lehnte ab, schaltete das Handy aus und versank auf der Rückbank in stummes Grübeln.

Nach fünf Stunden Fahrt erreichten sie die Ausfahrt Bonn. Klaus fuhr den Audi zu sich nach Hause auf den Hardtberg, wo er und Sofia mit ihrem Gepäck ausstiegen. Nach einer kurzen herzlichen Verabschiedung übernahm Simon das Fahrzeug und fuhr zu seinem Haus im wenige Kilometer entfernten Ückesdorf. Vor dem Haus warteten

zwei Reporter und ein Kameramann, der mit zahlreichen Gerätschaften gerüstet war. Irgendwie hatten sie mitgekriegt, dass er zurückkam. Sie gingen höflich auf ihn zu, kondolierten und baten um ein kurzes Interview. Simon lehnte ab. Dann nur ein paar Fragen beantworten? Simon verneinte stumm und ging ins Haus.

Die Beerdigung fand am Freitag Nachmittag auf dem Friedhof in Ückesdorf im kleinen Familienkreis statt. Simon stand mit seinen Eltern und Veras Eltern vor der Kapelle zusammen. Weitere Gäste trafen ein, man schüttelte Hände, sprach leise. Schwere graue Wolken hingen über der Landschaft. Es nieselte leicht, es war fast windstill. Manche hatten Regenschirme aufgespannt. Die Männer trugen Sakkos und dunkle Anzüge, die Frauen dezente Kostüme und Wollmäntel wegen der kühlen Witterung.

Als die Glocke der Kapelle zu bimmeln begann, strömten die Trauergäste langsam durch die weit geöffnete weiße Kappellentür in den dunkelrot geklinkerten Innenraum. Von der hohen Decke hing ein Leuchterkranz, dessen elektrische Kerzen ein mattes Licht ausstrahlten. An der Stirnseite des Raums, links vor dem Altar stand der Sarg auf einer mit einem Tuch bedeckten Bahre, darauf ein Kranz mit einem riesigen Blumengesteck. Daneben war auf einem massiven Holzrahmen ein großes Foto von Vera zeigte, auf der sie fröhlich lächelte. Der Pfarrer hielt eine kurze Trauerrede, es wurde gesungen, nur wenige stimmten ein. Es war die Stimme des Pfarrers, die den Gesang trug. In den Pausen hörte man durch die dicken Ziegelwände leise das Dröhnen der nahen Autobahn.

Für die Trauergäste hatte Simons Vater ein Restaurant in der Nähe reserviert. Es wurde Kaffee und Kuchen gereicht. Als später alkoholische Getränke serviert wurden, lockerte sich die Stimmung. Der Unfall wurde diskutiert. Es herrschte Empörung über die Raser. Um halb fünf begannen einige Gäste sich zu verabschieden. Seine Eltern blieben bis zuletzt und verließen die Gaststätte mit ihm. Er fuhr durch die einsetzende Dunkelheit allein im Auto nach Hause. Das Haus wirkte kalt und abweisend. Völlig erschöpft ließ er sich in seinem schwarzen Traueranzug auf das Sofa fallen, blieb regungslos liegen und starrte an die Decke. Mehrmals klingelte das Telefon. Er nahm nicht ab, hörte mit. Es waren Journalisten, die um Auskünfte baten. Nach einiger Zeit raffte er sich auf und schaltete die Telefonanlage im Flur aus.

Den folgenden Tag verbrachte Simon untätig. Jede Stunde zog sich quälend dahin. So auch den nächsten Tag. Die Zeit verstrich zäh und schmerzhaft. Lebenszeit totschiessen. Nicht wahrnehmen. An nichts denken. Erfolglos. Nachmittags streckte er sich auf dem Sofa aus und schaltete den Fernseher ein. Auf der Suche nach einem Berliner Sender mit aktuellen Nachrichten klickte er sich durch die Programme. Um sieben Uhr abends fand er in der Abendschau des Rundfunks Berlin-Brandenburg (rbb) die Nachricht, dass es in der Nacht zum 28. März auf dem Ku'damm einen schweren Unfall mit Todesfolge gegeben habe. Es wurden Auszüge aus der Pressekonferenz der Berliner Polizei vom Vormittag gezeigt. Der die Ermittlungen leitende Kommissar saß am Tisch, aufge-

knöpftes weißes Hemd, graue Baumwolljacke, vor sich mehrere Mikrofone mit den Logos von Fernsehsendern. Der Kommissar erläuterte, dass zwei Fahrzeuge am Unfall beteiligt gewesen waren.

Dann wurden Videoaufzeichnungen vom nächtlichen Unfallort eingespielt. Offenbar war es einem Reporter gelungen, schon wenige Minuten nach dem Unfall mit der Videokamera an der Unfallstelle zu filmen. Die kurze Sequenz zeigte den Ku'damm, dann die auf dem Asphalt liegende Vera und zwei Polizeiwagen mit hektisch blinkenden Blaulichtern. Ein Rettungswagen des Roten Kreuzes fuhr mit heulender Sirene vor. Mehrere Sanitäter in rot-weißer Uniform sprangen aus dem Wagen und rannten im Laufschrift zur Unfallstelle, wo sie ihre Arbeit routiniert und zügig erledigten. Dann war zu sehen, wie die Trage aufgebockt, Veras leblos wirkender Körper darauf gehoben, mit einer Decke zugedeckt und auf der Rollbahre in den Rettungswagen geschoben wurde. Die Kamera fuhr näher heran und Simon meinte einen Augenblick, sich selbst im Wagen gesehen zu haben. Ja, wie in Trance hatte er im Krankenwagen gesessen und die schmale kalte Hand von Vera gehalten. Er hoffte jetzt, dass Vera das gespürt hatte.

Dann verließ der Wagen unter lautem Sirenengeheul die nächtliche Unfallstelle. Damit endete die Filmsequenz. Jetzt interviewte ein Reporter ein Paar um die fünfzig als Augenzeugen des Unfalls. Aufgeregt erzählte der Mann, dass sie bei der Gedächtniskirche gestanden hatten, als die beiden Fahrzeuge mit hohem Tempo auf sie zugerast seien. „Ich sah nur zwei Pfeile vorbeifliegen. So schnell waren die. Bestimmt 120 bis 150 km pro Stunde, wie die Verrückten. Unglaub-

lich.“ Seine Frau schaltete sich ein: „Wenn Sie das gesehen hätten. Die haben ein Rennen gefahren, mitten in der Stadt. Das sind Kriminelle.“ Andere Zeugen berichteten, dass die beiden Wagen zuvor über eine rote Ampel gerast seien. Der Reporter fasste die Aussagen der Zeugen für die Zuschauer so zusammen: Bei den beteiligten Fahrzeugen habe es sich um zwei niedrige Sportwagen gehandelt, Modell und Kennzeichen unbekannt. Das Unfallfahrzeug sei vermutlich dunkelgrün oder dunkelblau gewesen. Am Steuer des Unfallwagens habe man eine Person mit weißer Kopfbedeckung gesehen.

Ein Journalist fragte, ob es Fortschritte bei der Ermittlung des Kennzeichens gäbe. „Nein“, antwortete der Kommissar. „Die Polizei hat erst mit den Ermittlungen begonnen und wir sind zuversichtlich, bald Erfolg zu haben.“

Nach der Pressekonferenz sah man ein Interview mit dem Geschäftsführer von 'Morgenwind', einem Verein mit dem Ziel die Verkehrssicherheit in Berlin zu verbessern. Dieser beklagte wütend das zunehmende Raserunwesen und schloss mit dem Appell: „So darf das nicht weitergehen. Die Polizei muss endlich konsequent gegen die Raser vorgehen. Diese jugendlichen Fahrer sind eine Gefahr für uns alle. Überhaupt müssen diese schnellen Autos raus aus der Stadt. Berlin muss sicher werden.“

Als Simon sah, wie andere sich mit ihm über die Raser empörten, fühlte er sich etwas getröstet. Er war nicht allein mit seinem Schmerz und seiner Wut. Er drückte den Aus-Knopf der Fernbedienung.

Das Markgrafenpalais war Teil des historischen Bankenkomplexes aus der Gründerzeit. Hier zwischen 'Unter den Linden' und dem Gendarmenmarkt residierte der Verband der Automobilindustrie (VDA). Ohne Kosten und Mühen zu scheuen war die alte Bausubstanz von den besten Architekten der Stadt zu einem repräsentativen und zugleich funktionalen Bürogebäude umgestaltet worden. Die Innenarchitektur des VDA-Hauptstadtbüros strahlte Eleganz, opulenten Reichtum und Macht aus. In der vierten Etage hatte der VDA-Präsident Dr. Mathias Dissmann sein luxuriöses mondän Büro. Dazu dienten die schlichten Wandleuchten im modernen Design, massive Türen aus weiß lackiertem Holz, der schimmernde Fußboden und drei Marmorsäulen, die die mehr als drei Meter hohe Decke stützten. Von der Decke warfen LED-Strahler Lichtkegel auf den edlen graublauen Seident Teppich. An den elfenbeinweißen Wänden hingen Original Gemälde von Künstlern, deren Bilder auch in Museen von London, Paris und New York zu finden waren.

Dr. Mathias Dissmann liebte sein Büro. Durch das breite Panoramafenster hatte er einen weiten Blick auf die Behrenstraße. Ihm gefiel es, mit dem Raum seine Besucher zu beeindrucken. Doch heute war seine Stimmung getrübt. Wütend knallte er die B.Z. auf seinen Schreibtisch. Wie diese Zeitungsheinis die Sache mit den Rasern ausschachteten, nur um die Auflage ihres Blattes zu steigern. Zu seinem Ärger hatte sich gestern eine B.Z.-Journalistin in seinem Büro gemeldet und ein Interview angefragt. Lust hatte er dazu keine. Aber in seiner Funktion als Präsident des einflussreichen Verbandes der Automobilindustrie VDA musste er den Kontakt zur Presse halten. Immerhin vertrat er

die Interessen der großen deutschen Autohersteller, rund 600 Zulieferer mit rund 800.000 Beschäftigten und anderer Unternehmen der Branche.

Er war achtundsechzig Jahre alt, über einsneunzig groß, schlank, bewegte sich schnell und redete schnell und viel, hatte braunes volles Haar, man munkelte – gefärbt. Er roch gut, was seinem dezenten Rasierwasser zu verdanken war. Über viele Jahre war er parlamentarischer Staatssekretär im Verkehrsministerium gewesen. Im Umgang mit Menschen, insbesondere mit Frauen, trat er sehr zuvorkommend und charmant auf. Dissmann repräsentierte die Selbstsicherheit der deutschen Autowelt mit einer tiefen Überzeugung der Wichtigkeit seines Tuns. Für ihn war die Welt in Ordnung. Leider gab es immer wieder Leute, die irgendwas zum Problem machen wollten. Ihm war völlig klar, dass die Redakteure der B.Z. den Unfall auf dem Ku'damm zu einer großen Reportage ausschlichten wollten. Er wusste, dass die B.Z.-Journalistin schon seit einer halben Stunde ungeduldig im Vorzimmer wartete. Noch fünf Minuten, dann hob er den Hörer ab: „Frau Droste, rufen sie die Dame jetzt rein.“

Dr. Dissmann empfing sie schon an der Tür überfreundlich und führte sie zum Konferenztisch am Fenster. „Bitte setzen Sie sich.“

Sekretärin Beate Droste reichte Kaffee in Porzellantassen mit dem VDA-Logo. Martha Lehmann legte ihr Aufnahmegerät zurecht und bedankte sich, dass er so schnell für das Gespräch Zeit gefunden hatte. „Sie bekommen den Text selbstverständlich zur Genehmigung. Allerdings müsste ich Sie um schnelle Freigabe bitten, da das Interview zum Beitrag in der morgigen Ausgabe erscheinen soll.“

Sie drückte den Einschaltknopf am Aufnahmegerät und es leuchtete eine kleine rote Diode auf.

Martha Lehmann: „Herr Dr. Dissmann, aktueller Anlass meines Interviewwunsches ist der Unfall auf dem Ku'damm neulich. Immer wieder gibt es ja Vorfälle, in denen junge Männer mit schnellen Fahrzeugen Unfälle verursachen. Wie könnte man zukünftig solche tragischen Unfälle verhindern?“

Dr. Mathias Dissmann: „Ich bedaure dieses Unglück zutiefst. Meine Gedanken sind beim Ehemann, den Eltern und den Angehörigen.“

ML: „Würden Sie sagen, dass die Automobilindustrie ein gewisses Maß an Mitverantwortung an solchen Vorfällen trägt?“

Dr. MD: „Es gibt immer wieder Versuche der Autogegner, solche Vorfälle zu nutzen um das Auto generell zu ver-teufeln. Eine solche Instrumentalisierung der tragischen Vor-fälle lehnen wir ab.“

ML: „Die Unfallstatistik zeigt, dass junge Männer in ho-hem Maße Unfälle verursachten und sie dabei in PS-starken Wagen saßen. Sollte man dieser Personengruppe das Fahren hochmotorisierter Fahrzeuge generell verbieten?“

Dr. MD: „Man muss sehen, dass die meisten jugendlichen Fahrer sehr verantwortlich mit ihren Fahrzeugen umgehen. Es ist der Faktor Mensch, der zu solchen Unfällen führt. Das zeigt auch der Unfall am Ku'damm. Das Auto ist unschuldig. Unsere Autos sind in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten immer sicherer geworden.“

ML: „Die Unfallstatistik zeigt, dass die 18- bis 28-Jährigen nur wenige Prozent der Bevölkerung ausmachen, aber jeder

fünfte Unfall von dieser Altersgruppe verursacht wurde. Sollte die Politik in dieser Hinsicht Ihres Erachtens tätig werden?“

Dr. MD: „Elternhaus und Schule müssen hier ihrer Erziehungsaufgabe verstärkt gerecht werden.“

ML: „Die Städte ersticken im Verkehr, die Autos werden immer größer. Sind die Fahrzeuge zu schwer und zu leistungsstark für den normalen Verkehr?“

Dr. MD: „Machen wir uns keine Illusionen: Die Feinde des Automobils schießen jetzt zwar auf die sportlichen Wagen ein, aber morgen schon kommt das Familienauto dran und übermorgen das E-Auto. Gegen solche Fanatiker müssen wir uns wehren.“

ML: „Würden Sie sagen, dass die deutsche Automobilindustrie ihrer Verantwortung gegenüber den Menschen und der Gesellschaft gerecht wird?“

Dr. MD: „Unsere Unternehmen schaffen Arbeitsplätze, ermöglichen individuelle Mobilität, erzeugen einen enormen Mehrwert für die Gesellschaft. Ja, ich bin zutiefst überzeugt, dass wir dieser Verantwortung in hohem Maße gerecht werden.“

ML: „Herr Dissmann. Ich danke Ihnen für das Gespräch.“

Es war Montagmorgen acht Uhr im Berliner Stadtteil Neukölln. Aus grauen tiefhängenden Wolken fiel ein leichter Nieselregen auf die Menschen. Otto Hartmann hastete die Sonnenallee entlang. Der alte schwarze Aktenkoffer an seiner Hand war an den Kanten abgestoßen. Er wollte pünktlich im

Büro sein. Autos hupten, ein Bus schepperte ohrenbetäubend vorbei. Die Parkreihen der Straße waren in beiden Richtungen vollgestellt, selbst in der zweiten Reihe standen geparkte Autos und behinderten den Verkehr. An der nächsten Kreuzung bog Hartmann in eine ruhige Seitenstraße ab und steuerte ein vierstöckiges Mietshaus in der Häuserreihe an. Die Fassaden mehrerer Häuser waren eingerüstet. Im Zuge der in den vergangenen Jahren begonnenen Luxusmodernisierung verdrängten zahlungskräftige Investoren die alten Mieter aus dem Stadtviertel. Gegen die Gentrifizierung des Viertels hatte Hartmann jahrelang an vorderster Front in einer Bürgerinitiative gekämpft. Jetzt war er selbst betroffen: Seine eigene Wohnung, in der er mit seiner Frau seit über zwanzig Jahre wohnte und die er sehr aufwendig selbst renoviert hatte, war ihm schon vor einem Jahr gekündigt worden. Vor vier Wochen war ihm nun die Räumungsklage zugestellt worden. Auch für das Büro rechnete er jeden Tag mit der Kündigung. Einziehen würde dann wahrscheinlich einer dieser aalglatten Rechtsanwälte, geldgierigen Immobilienhändler oder kreativen Werbefritzen, die andere Leute mit papierem und elektronischem Werbemüll belästigten. Er blickte pessimistisch in die Zukunft. Ohne Büro wäre es mit den politischen Aktionen vorbei, die er und unzählige Mitstreiter in den vergangenen Jahrzehnten von hier aus initiiert und umgesetzt hatten. Ein anderes Büro zu einer für den Verein bezahlbaren Miete zu bekommen, war aussichtslos.

Die Frontseite des Hauses hatte seit Jahrzehnten keinen Anstrich mehr gesehen und war durch mehrere Jahre alte Graffiti verunstaltet. Die hölzerne Eingangstür war nur angelehnt. Hartmann betrat den Durchgang, der mit Fahrrädern

vollgestellt war, und ging an der langen Reihe von Briefkästen vorbei in den mit einigen dünnen Büschen bestandenen gepflasterten Innenhof. Es roch nach Moder und Küche. Im Hinterhaus Parterre rechts befand sich ein großes Plexiglasschild mit grünen Buchstaben 'Verein zur Förderung der Verkehrs- und Umwelterziehung (VFVU)'. In Augenhöhe darüber hing ein Holzschild mit der handgemalten Aufschrift 'Morgenwind'. Unter diesem Namen war der Verein stadtbekannt. Er war in den 70er Jahren gegründet worden, als die Zahl der Verkehrstoten in Berlin dramatisch angestiegen war. Seitdem war die Unfallzahl zurückgegangen. Doch auch in den letzten Jahren waren auf Berliner Straßen jährlich im Durchschnitt etwa 17.000 Menschen verunglückt, meist Kinder, Jugendliche, junge Erwachsene und ältere Menschen. Die Hauptaufgabe des Vereins war nach wie vor die Verbesserung der Verkehrssicherheit insbesondere für Kinder und Jugendliche durch entsprechende Projekte in den Bezirken. Der Verein finanzierte sich durch Zuschüsse des Senats und durch Spenden.

Hartmann drehte den Schlüssel. Mit der Schulter schob er die schwere dunkelgrüne Eingangstür auf, die dabei über eine tiefe Schleifspur des Holzbodens schabte. Hartmann trat ein. Jeder seiner Schritte ließ die alten Bohlen knarren. Durch ein schmales hohes Fenster auf der rechten Seite der Diele drang schwaches Tageslicht. Er betätigte den Lichtschalter neben der Tür. Sofort erhellten zahlreiche LED-Strahler an der Decke den Raum. An der weißen Wand hing das Schild 'Rauchen verboten', daneben ein Plakat des World Wildlife Funds (WWF), dann eine Weltkarte und eine schmutzig abgegriffene Deutschlandkarte, ein BVG-Liniennetzplan und

ältere Poster mit revolutionären Inhalten. Zwei der Poster stachen aufgrund ihrer Größe hervor: 'Widerstand gegen Krieg und Kapital' und 'Warum wir in der Stadt autofreie Zonen brauchen'. An der Wand stand eine massive Holzplatte auf zwei Böcken, darauf eine Kaffeemaschine, aufgestapelte Kaffeetassen und Zutaten. An der gegenüberliegenden Wand stand ein Metallregal mit Druckerpapier und Ordnern, Broschüren, ein Abfalleimer, eine Kiste mit Mineralwasser und in einer Nische ein paar hölzerne Klappstühle.

Als Geschäftsführer hatte Otto Hartmann das größte Zimmer mit drei deckenhohen Fenstern zum Innenhof. Neben ihm gab es zwei weitere Mitstreiter mit Festanstellung. Ernst Bukowski leitete die Aktionsgruppen mit ihren wechselnden Aufgaben und Kurt Seidel war für die Finanzen und Organisation zuständig. Adam Sartori, der IT-Experte, erschien als Ehrenamtlicher nur zu bestimmten Terminen.

Hartmanns Arbeitsbereich mit Schreibtisch belegte nur den hinteren Teil des riesigen Raums, sodass Platz für Besprechungen mit einer größeren Zahl an Teilnehmern blieb. Durch die Fenster zum Hinterhof kam bei sonnigem Wetter viel Licht rein. An manchen Tagen im Sommer reichten die Sonnenstrahlen bis auf Hartmanns Schreibtischplatte. Hinter ihm an der Wand stand ein abschließbarer Rollschrank, dessen Schlüssel allerdings schon vor Jahren verloren gegangen war. Hartmann liebte seinen antiken Schreibtisch aus dunklem Massivholz. Auf dem Tisch sorgfältig aufgestellt waren ein altertümliches Telefon, Locher, Hefter und ein großer Monitor. Der Bürocomputer versteckte sich unter dem Schreibtisch. Eine Sitzgruppe mit abgeschabten Sesseln stand an der Wand, daneben mehrere hohe Regale vom Boden bis

zur Decke mit Büchern, Ordnern und überquellenden Stellordnern.

Die Tür zum Flur ließ er angelehnt. Seine olivgrüne Baumwolljacke hängte er an den Garderobenhaken neben der Tür. Darunter trug er ein ausgewaschenes Sweatshirt. In seinem Gesicht sprießte ein grauer Dreitagebart. Seine ausgedünnten langen Haare hatte er zu einem Zopf zusammengebunden. Hartmann war ein altgedienter Kämpfer der revolutionären Sache. In den 80er und 90er Jahren hatte er viele Semester an der FU studiert und einen Abschluss in Politik gemacht. Schon während des Studiums erwies er sich als guter Organisator. Bei Morgenwind hielt er seit vielen Jahren den Laden zusammen. Aktivisten waren gekommen und wieder gegangen. Manche bekleideten heute exponierte Positionen in Politik, Wirtschaft und Medien; andere erfreuten sich eines saturierten Wohlstands. Und die Erfolglosen der früheren Mitstreiter lebten von Hartz-IV. Nur wenige waren der revolutionären Sache treu geblieben. Hartmann schon.

Den Aktenkoffer stellte er auf den Schreibtisch. Dann ging er in den Flur zurück, füllte Wasser in den Behälter der Kaffeemaschine und drückte die Taste. Mit dem frisch gebrühten Kaffee setzte sich auf den gepolsterten Drehstuhl am Schreibtisch und startete den Computer. Während dieser mit einem Rattern der Festplatte hochfuhr, nahm er die Rosinenschnecke aus der Tüte, die er auf dem Weg hierher gekauft hatte. Vorsichtig strich er mit der Hand die Krümel von der Tischplatte in den Papierkorb und legte das Gebäck auf die Tüte. Dann nahm er den ersten Schluck Kaffee des Tages.

Es dauerte mehrere Minuten, bis auf dem Bildschirm die Startseite aufleuchtete. Zuerst überflog er die internationalen

News, dann die nationalen, zum Schluss die Schlagzeilen zu den lokalen Ereignissen. Diese Reihenfolge behielt er seit vielen Jahren bei. In der Online-Ausgabe des 'Tagesspiegel' stieß er auf die Nachricht vom Autounfall auf dem Ku'damm.

Nachdem er den Text Zeile für Zeile gelesen hatte, öffnete er den grünen Aktendeckel auf dem Schreibtisch und warf einen Blick auf die Tagesordnung für die heutige Besprechung. Er zog am Schreibtisch die Schublade auf und stöberte solange durch den darin befindlichen Krimskrams, bis er einen Kugelschreiber gefunden hatte. Konzentriert studierte er die Textvorlage, machte hier und dort handschriftliche Anmerkungen. Fertig. Er fühlte sich bestens vorbereitet. Nun fragte er am Computer seine E-Mails ab. Die Spams, die es geschafft hatten, den Antispam-Scanner zu umgehen, löschte er. Routinemäßig loggte er sich bei seiner Bank ein und fragte den aktuellen Kontostand des Online-Kontos des Vereins ab. Zu seiner Enttäuschung war das Konto tiefer im Minus als erwartet. Dabei wartete ein ganzer Stapel an Rechnungen noch auf Bezahlung. Die finanzielle Lage des Vereins war prekär.

Um neun Uhr erschien sein Mitkämpfer Ernst Bukowski in der Tür, beige Outdoor-Jacke, kurz geschnittenes schwarzes Haar, beginnende Geheimratsecken, einen Leinenrucksack über der Schulter und ein Notebook in der Hand. Bukowski war mit seinen zweiunddreißig Jahren weniger als halb so alt wie Hartmann. Offiziell studierte er an der FU Soziologie und Politik im sechzehnten Semester, entsprach aber in keiner Weise dem Klischee eines phlegmatischen Dauerstudenten. Bei einer Größe von einsfüfundachzig wog

er weniger als siebzig Kilo, war sportlich durchtrainiert und hatte sämtliche Berliner Halbmarathons der vergangenen fünf Jahre gelaufen. Im Alltag bewegte er sich leichtfüßig und schnell. Alles Politische interessierte ihn und bei solchen Diskussionen überzeugte er durch scharfzüngige Argumentationen und umfangreiches Detailwissen. Seit etwa zwei Jahren gehörte er zum Morgenwind-Team. Wie üblich betrat Bukowski das Zimmer nicht sofort, sondern blieb angelehnt am Türrahmen stehen. Hartmann sah von seinem Schreibtisch auf und hob eine Hand zum Gruß. Dann stieß sich Bukowski mit einer Schulterbewegung vom Rahmen ab und fläzte sich in einen der Sessel, die in Hartmanns Büro standen. Dabei wippte er mit dem rechten Bein, das er über die Sessellehne gelegt hatte. Er trug makellos saubere Jogging-schuhe.

Hartmann schaute weiter auf den Textentwurf vor ihm. Dabei massierte er die Stirn über den Augenbrauen. Sein Blick ging nach innen, dann schaute er auf und fokussierte sein Gegenüber.

„Hast du die Nachricht zur Pressekonferenz der Polizei gesehen?“, fragte er Bukowski. „Es geht um den Raserunfall auf dem Ku’damm letzte Woche. Diese Idioten mit ihren schnellen Autos. Und die Polizei ist mal wieder völlig hilflos.“

Bukowski tippte auf seinem Smartphone herum.

„Ich habe gesehen, dass du dazu eine Stellungnahme abgegeben hast.“ Bukowski schaltete das Gerät auf Stand-by.

Hartmann sagte: „Wir werden unbedingt etwas machen müssen. Thema für unser Meeting heute.“

„Unbedingt, da müssen wir was machen“, stimmte Bukowski zu.

„Übrigens, mein Computer ist in letzter Zeit langsam geworden. Dauert ewig, bis er hochgefahren ist. Vielleicht ein Virus? Wo ist eigentlich Adam? Er wollte heute pünktlich erscheinen.“

Sartori machte bei 'Morgenwind' alles, was mit IT und Internet zu tun hatte.

„Adam kommt definitiv“, sagte Bukowski. „Das hat er mir noch gestern gesagt.“

„Wissen alle, dass wir uns um zehn treffen wollen?“, fragte Hartmann.

„Ich gehe davon aus.“

Kurz vor zehn hörte man Adam Sartoris Stimme im Flur. An den Meetings bei Morgenwind nahm er nur teil, wenn Themen besprochen wurden, die seine IT-Kompetenz betrafen. Das war heute der Fall. Seine weiß-grauen Haare waren kurz geschnitten und schimmerten stellenweise durch die rötliche Kopfhaut durch. Sartori war neulich zweiundfünfzig geworden und mittelgroß. Er trug einen schwarz-grauen, gepflegten Vollbart, der ihn älter wirken ließ. Dabei achtete er sehr auf sein Äußeres, trug saubere Jeans und eine modische Strickjacke. Alles an ihm war praktisch-funktional und von erstklassiger Qualität. Er machte sich am Automaten einen Pott Kaffee und kam mit dem Becher zurück.

Hartmann stand auf und kam ihm entgegen: „Freut mich, dich mal wieder zu sehen. Du hast also neben deiner harten Arbeit am Institut etwas Zeit für uns gefunden.“

Beide kannten sich seit vielen Jahren und schätzten sich. Trotzdem liebte es Hartmann, spitze Anspielungen auf Sar-

toris finanziell gut abgesicherte und quasi unkündbare Position als Universitätsmitarbeiter zu machen. Das war seinem Neid geschuldet, was er gerne zugab, nicht nur Sartori gegenüber. Dieser hatte im Fach Informatik an der TU-Berlin promoviert. Allerdings hatte er sich seine Hochschulkarriere durch unkonventionelles Verhalten selbst verbaut. Die Chance, in seinem Alter noch eine Professorenstelle zu bekommen, war null. Jedoch wurden seine Analysen und Stellungnahmen zu aktuellen Vorgängen in Internet-Fachkreisen sehr geschätzt. Öffentlich bekannt geworden war er durch seine regelmäßigen Beiträge für den ChaosComputerClub.

Hartmann zeigte nach unten: „Mein Computer macht Zicken. Könntest du nach dem Meeting danach schauen?“

„Kein Problem. Wenn ich dazu eine Zigarette rauchen darf?“

Sartoris einziges bekanntes Laster war das Rauchen. Die filterlosen Zigaretten drehte er selbst und nervte mit dem Qualm die Mitmenschen. Im letzten Jahr war er der Einzige gewesen, der im Morgenwind-Büro rauchen durfte. Aber dieses Privileg war ihm durch eine demokratische Mitarbeiterentscheidung entzogen worden. Jetzt musste er wie andere Raucher zu dem Zweck in eine Ecke im Hinterhof. So ganz hatte er sich mit dieser Regelung noch nicht abgefunden.

Hartmann zeigte sich entgegenkommend: „Wenn du meinen Computer in Ordnung bringst, kannst du das gerne machen. In meinem Zimmer und nur eine deiner Stinker!“ Hartmann hielt seinem Gegenüber den ausgestreckten Zeigefinger entgegen.

„Einverstanden. Nach dem Meeting kümmere ich mich um deine Kiste.“

Um zehn Uhr hatten nach etwas Stühle- und Sesselrücken alle im großen Versammlungsraum des Morgenwind-Büros einen Platz gefunden. Neben Hartmann und den festen Mitarbeitern waren etwa zwanzig Personen anwesend, meist Studenten, die aus persönlichem Engagement für die Sache tätig waren, sowie Teilnehmer von befreundeten Initiativen. Hartmann hob sich von seinem Bürosessel auf Rollen, fasste die Lehne mit beiden Händen an und rollte ihn in den Stuhlkreis. Bedächtig setzte er sich und legte den vorbereiteten grünen Ordner auf die Knie.

„Guten Morgen. Bitte, lasst uns mit dem Meeting beginnen.“ Mit etwas Verzögerung wurden die Unterhaltungen eingestellt.

Hartmann richtete sich im Sessel auf:

„Ich möchte Euch alle herzlich begrüßen. Ich freue mich besonders über den Neuzugang in unserem Kreis. Die 'Öko-Rebellen' haben ihre Mitarbeit angekündigt. Manche werden sie schon kennen.“

Die 'Öko-Rebellen' war eine Gruppe politisch linker engagierter Studenten der Freien Universität von Berlin, die sich in den letzten Jahren sowohl bei Kämpfen um bezahlbaren Wohnraum als auch bei Aktionen gegen die ihrer Meinung nach ökologisch verhängnisvolle Energiepolitik) hervorgetan hatte. Jetzt hatten sie in den letzten Monaten auch die Verkehrspolitik des Berliner Senats ins Visier genommen. Die 'Öko-Rebellen' verstanden sich als Vertreter einer kritischen Wissenschaft, die gesellschaftliche Missstände nicht nur studieren, sondern bekämpfen wollten. Hartmann sah ihrer heutigen Teilnahme mit einer gewissen Besorgnis entgegen,

war die Gruppe nicht nur für ihre radikalen Positionen, sondern auch für ihren lauten Diskussionsstil bekannt.

Nach der üblichen Vorstellung der Agenda kam Otto Hartmann zum ersten Punkt: „Wie ihr sicherlich gehört habt, gab es vergangene Woche einen Raserunfall in Berlin, diesmal auf dem Ku’damm. Eine Frau aus Bonn kam zu Tode. Zu dem Vorfall gab die Polizei gestern eine Pressekonferenz. rbb hat in der Abendschau berichtet.“

Jemand rief: „Ich habe die Sendung gesehen. Du warst auch auf dem Bildschirm.“

„Das ist richtig“, bestätigte Hartmann und fügte hinzu: „Ich habe beklagt, dass die Polizei die Raser nicht mit der nötigen Energie sucht.“

Hartmann schlug den Aktendeckel in seiner Hand wütend auf seine Schenkel: „Ich glaube, wir als 'Morgenwind' sollten in der Sache aktiv werden. Wir sollten dies heute diskutieren.“

Zustimmendes Gemurmel.

Ein älterer Teilnehmer, der heute zum ersten Mal dabei war, ereiferte sich: „Ich wohne in Friedrichshain. Was glaubt ihr denn, wie es an der B1 an Wochenenden nachts zugeht. Die Kerle haben sich dort einen rechtsfreien Raum geschaffen.“

Eine Frau mittleren Alters stellte sich als Lehrerin vor: „Ich weiß ja nicht, wer das schon gesehen hat, was da auf dem Ku’damm passiert. Am helllichten Tag präsentieren junge Männer ihre Wagen, lassen die Motoren aufheulen und die Reifen quietschen. Ich weiß nicht, ob das Gangster, Zuhälter oder nur Spinner sind. Auf jeden Fall muss man etwas unternehmen.“

Eine junge Frau, Studentin der Psychologie, erläuterte: „Das sind Poser, die ihre Autos vorführen, gekauft, geliehen oder geklaut. Absolut kindisches Getue. Mitten in der Stadt machen die einen Riesenradau mit ihren blöden Kisten. Angeber, die meinen, mit ihren Autos die Größten zu sein.“ Sie machte eine Pause. „Dabei sind das doch nur Würstchen mit Spatzenhirn.“

Zustimmendes Gelächter. Hartmann hob die Hand: „Ja, diese jungen Fahrer kommen gerne an Orte, wo sie sich und ihre Fahrzeuge zeigen können. Nicht nur am Ku'damm, sondern überall, wo es stark besuchte Straßenrestaurants, Clubs und Diskotheken gibt. Man will sich produzieren, vor dem Publikum, vor den jungen Frauen. Besonders wenn es dunkel wird und sich Partystimmung ausbreitet, dann tauchen sie mit ihren Kisten auf und ziehen ihre PS-Schau ab. Dieses 'Posen' am Ku'damm ist gefährlich und schadet dem Ansehen von Berlin enorm. Der Senat redet schon seit Jahren darüber, findet aber offenbar keine Strategie dagegen.“

Sartori ergänzte: „Die Polizei hat schon einiges gegen das 'Posen' unternommen. In anderen Städten gibt es sogar eine 'Soko Autoposer', die Jagd auf Poser mit ihren illegal getunten Autos machen. Aber in Berlin geht das Posen leider immer noch munter weiter.“

Hartmann nickte zustimmend: „Wie dieser Unfall wieder zeigt, handelt es sich bei der Raserszene um Leute, die eine echte Gefahr darstellen. Die Frage ist, ob wir als 'Morgenwind' etwas dagegen unternehmen wollen? Und falls 'Ja', was.“

Zwei Wochen waren seit der Beerdigung vergangen. Simon konnte auch in dieser Nacht keinen Schlaf finden. Unruhig lag er in seinem Bett im Dunkeln und lauschte dem Rascheln des Windes in den Bäumen draußen. Er verspürte das Verfließen der Zeit, sinnlos, ziellos und unerbittlich. Immer öfter wälzte er sich hin und her. Als die innere Unruhe ihn weiter quälte, raffte er sich auf und ging in die Küche. Hinter den Fenstern graute der Morgen. Die elektronische Uhr des Küchenherds zeigte mit grell-grünen Ziffern die Zeit. Kurz vor sechs. Der vor ihm liegende Tag war grau und leer. Den Kopf in beide Hände gestützt saß er am Küchentisch und versuchte die Erinnerung an Berlin zu verscheuchen. War das wirklich geschehen oder nur ein schrecklicher Traum gewesen? Einen Augenblick lang erwartete er, Vera durch die Tür kommen zu sehen und gähmend fragen: „Hast auch einen Kaffee für mich?“ Doch jetzt starrte ihn die Wirklichkeit erbarmungslos an: Ein Küchentisch, darauf eine Reihe leerer Rotweinflaschen, ein angebissenes Stück Camembert, zerknüllte Plastiktüten und Brotkrümel.

Mühsam hatte er sich vor vier Jahren das Rauchen abgewöhnt. Doch vor ein paar Tagen hatte er sich wieder eine Schachtel Marlboro gekauft. Er rauchte ohne schlechtes Gewissen. Er rauchte überall in der Wohnung, was ihm Vera nie erlaubt hätte. Mit Befürchtung schaute er dem Besuch seiner Eltern entgegen, die für heute ihr Kommen angekündigt hatten. Später würde er alle Fenster im Erdgeschoss öffnen, um den Tabakgeruch zu vertreiben. Seine Mutter würde es trotzdem riechen. Er musste die Wohnung aufräumen, den Müll wegbringen und Ordnung schaffen, denn sonst würden

sie sich Sorgen machen. Wie ein alter Mann tapste er die Treppen zum ersten Stock hoch. Auf dem Flur oben kam er auf dem Weg zur Dusche an Veras Arbeitszimmer vorbei. Auf der Kommode lagen die zwei Wäschestapel, die Vera vor ihrer Abreise gebügelt und zum Einräumen hergerichtet hatte. Der Schmerz zog seine Brust zusammen.

Simon ging ins Bad und duschte. Dann zog es sich hastig an. Am frühen Nachmittag hörte er draußen das Brummen eines Dieselmotors näherkommen. Schon an diesem Klang erkannte er den VW-Passat seines Vaters, der langsam die lange Einfahrt zum Haus hinauffuhr. Simon öffnete die Haustür und begrüßte seine Eltern. Seine Mutter weinte und drückte ihn fest an sich. Sein Vater sprach wenig. Er führte die beiden ins Wohnzimmer. Aus dem Augenwinkel bemerkte er, wie seine Mutter über die Unordnung in der Küche erschrak. Sie hatte auf einer Glasplatte mehrere Stücke Kuchen mitgebracht. In der Küche machte sie Kaffee. Da es ein warmer sonniger Tag war, deckte er gemeinsam mit ihr den Kaffeetisch draußen auf der Terrasse, während sein Vater in einem Sessel im Schatten döste. Das Gespräch schleppte sich dahin. Als es nach einer Stunde ganz verebbte, erhoben sie sich und machten sich fertig für die Rückfahrt nach Aachen, wo sie wohnten. Bei der Verabschiedung am Auto versuchte seine Mutter noch, ihn zu trösten. Dann fuhren sie. Den Nachmittag verträdelte er. Gegen Abend schenkte er sich zur Beruhigung ein Glas Cognac ein.

Später am Abend zog im Haus die Kälte ein. Doch er verspürte keine Lust, die Heizung einzuschalten oder gar den Kamin anzufeuern. Er legte sich aufs Sofa und deckte sich mit einer Wolldecke zu. Mitten in der Nacht wachte er auf. Es

herrschte völlige Stille. Ein Gefühl völligen Alleinseins umfasste ihn. Viele Stunden lag er regungslos auf dem Rücken. Immer wieder kamen Gedanken an Vera hoch, immer wieder die Erinnerung an den nächtlichen Ku'damm, an das Quietschen der Reifen, an den blauen, sich schräg über die Straße schlitternden Wagen, wie Vera wie eine Gummipuppe hochgeschleudert wurde, ihr kurzer gellender Schrei, wie dann der Wagen laut aufheulte, beschleunigte und verschwand. Simon fühlte ein Gemisch aus hilfloser Ohnmacht und heftiger Wut. Wieder begann sein Schuldgefühl alles zu überlagern: Warum hatte er in der Nacht nicht auf sie gewartet, als sie die Auslage des Juweliergeschäfts betrachtete? Warum hatte er sie überhaupt zu dieser Berlinreise überredet?

Drei Wochen nach dem Unfall klingelte nachmittags um drei Uhr das Festnetztelefon im Wohnzimmer. Simon nahm ab.

„Kriminalpolizei, Direktion 2, Berlin, Kommissar Peter Berlinger. Spreche ich mit Simon Wiegand?“

„Ja.“

„Herr Wiegand, ich möchte Ihnen mein herzliches Beileid aussprechen.“

„Danke.“

„Im Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf, wozu auch der Kurfürstendamm gehört, sind wir für Unfälle mit Personenschaden und Fahrerflucht zuständig. Direktion 2 K 23, Verkehrsstraftaten.“

„Haben Sie den Unfallfahrer gefunden?“

„Leider nein, Herr Wiegand“, sagte Berlinger mit tiefer brummiger Stimme. „Wir haben mehrere Dutzend Personenkraftwagen überprüft, wobei sich unsere Ermittlungen aufgrund ihrer Aussage auf zweisitzige Sportwagen konzentriert haben.“

„Der Wagen war dunkel, blaue Farbe, vielleicht Metallic-Lackierung. Wissen Sie das?“

„Ja, natürlich. Diese Angaben haben wir im Computer. Einige der Wagen, die dafür infrage kommen, haben wir untersucht, zusätzlich auch Sportwagen mit ähnlichen Farben und Typen. Der zweite beteiligte Wagen war ein anderer Typ, vermutlich ein Mercedes-Sportwagen. Aber davon gibt es in Berlin eine ganze Menge.“

„Und, wie geht's nun weiter?“, fragte Simon.

„Ja, Herr Wiegand, wir haben Ihre Aussage und die der anderen Zeugen im Computer. Unsere Leute überprüfen infrage kommende Autos. Aber es gibt einfach zu viele Wagen, auf die diese Beschreibung zutrifft. Berlin hat über eine Million Pkws.“

„Hat denn keiner das Kennzeichen gesehen? Am Ku'damm waren zu dem Zeitpunkt noch mehr Leute in der Gegend. Vielleicht hat jemand etwas gesehen. Es muss ja nicht unbedingt ein Wagen mit Berliner Kennzeichen gewesen sein.“

Berlinger erklärte geduldig: „Es gibt Zeugen, die zwei Sportwagen gesehen haben. Vom Unfall selbst haben sie nichts mitbekommen, dazu waren sie zu weit weg. Der eine Wagen vielleicht ein Porsche oder ein BMW-Zweisitzer, blau, der andere hatte eine dunkle Farbe, schwarz oder grau.“

Simon hörte gebannt zu.

„Das trifft sich mit meinen Beobachtungen“, sagte Simon.
„Das habe ich so zu Protokoll gegeben.“

„Es mag Sie interessieren, dass uns die Anzeige eines Autofahrers vorliegt, der nachmittags auf der Avus von zwei Sportwagen bedrängt wurde. Er konnte uns zwar kein Kennzeichen nennen, aber es waren Berliner Kennzeichen.“

„Aber von den Leuten am Breitscheidplatz muss doch jemand die Nummernschilder gesehen haben?“

„Bedenken Sie, es war Nacht. Auch mag bei der nächtlichen Straßenbeleuchtung die Farbe täuschen. Die Fahrzeuge, die wir bisher im Raum Berlin untersucht haben, waren unverdächtig. Aber wir haben Ihre Angaben und die der anderen Zeugen im Computer. Wir recherchieren weiter.“

„Wissen Sie, ich verstehe das nicht“, sagte Simon laut und wütend. „Da fahren bescheuerte Idioten mit stark überhöhter Geschwindigkeit über den Ku’damm, und die Berliner Polizei ist völlig hilflos.“

Berlinger mit sonorer Stimme: „Bitte beruhigen Sie sich. Ich verstehe Ihre Aufregung.“

„Ich habe meine Frau verloren, wegen diesen Idioten. Und die Polizei ist offenbar nicht in der Lage, diesem Treiben Einhalt zu gebieten.“

Er steigerte sich in seine Wut hinein.

„Das mit Ihrer Frau tut mir sehr leid.“

Simon stöhnte in den Hörer und sagte: „Ich weiß, Sie können da persönlich nichts dafür. Sie machen nur Ihren Job.“

„Herr Wiegand, ich versichere Ihnen, wir bleiben dran.“

„Ich danke Ihnen, Herr ...“

Simon stockte. Ihm fiel der Name des Kommissars nicht ein. Er beendete das Gespräch deshalb mit einem unverständlichen Murren. Erst später, als er schon aufgelegt hatte, erinnerte er sich: Kommissar Berlinger. Simon ärgerte sich über sich selbst, über die Polizei und über Berlinger. Er war mieser Stimmung.

Das Klingeln des Telefons um halb sieben am Abend ignorierte Simon. Er erwartete niemanden, wollte niemanden sehen. Eine halbe Stunde später ging die Türglocke. Um seine Anwesenheit nicht zu verraten, verhielt er sich ruhig. Das zweite Klingeln kam mit mehr Nachdruck. Er meinte förmlich zu spüren, wie jemand seinen Daumen mit Kraft auf den Klingelknopf drückte. Erst beim dritten Klingeln erhob er sich stöhnend aus dem Sessel. An der Tür blieb er kurz stehen und überlegte, ob er einen halbwegs akzeptablen Anblick bot. Dann öffnete er die Haustür. Draußen stand Klaus.

„Hallo Simon, du bist ja doch da. Ich komme gerade von der Firma, wollte nach dir schauen. Wie geht's dir?“

Klaus erschrak sichtlich über Simons Aussehen, bemühte sich aber, sich nichts anmerken zu lassen.

„Gut, danke, siehst du doch.“ Simon sprach verwaschen.

„Sag, hast du abgenommen?“

Simon griff sich an den Hosenbund. Den Gürtel spannte, aber nur weil er ihn neulich um zwei Löcher enger gestellt hatte. Dafür warf die Taille Falten.

„Stimmt. Ich habe abgenommen. Aber nicht schlimm, war sowieso zu dick. Komm rein.“

Die Einladung unterstützte er mit einer fahrigen Handbewegung und trat einen Schritt zur Seite. Dabei schwankte er deutlich, was Klaus besorgt bemerkte. Beide gingen ins Wohnzimmer, wo es chaotisch aussah. Auf dem Tisch ein Teller mit Essensresten, mehrere Gläser, eine fast leere Flasche Cognac und ein Aschenbecher, der mit Zigarettenkippen überquoll. Im gelben Licht der untergehenden Sonne sah man Zigarettenchwaden. Ein starker Alkoholdunst hing im Zimmer.

„Komm schon, setz dich.“

Klaus fühlte sich in der Situation unwohl und peinlich berührt. Den dichten Zigarettenqualm im Zimmer ignorierte er kommentarlos. Er sagte entschuldigend: „Ich will dich nicht stören. Ich wollte mal nach dir schauen.“

Simon ließ sich in den Sessel am Fenster fallen, murmelte: „Nett von dir.“

Dabei schaute er kurz zu Klaus auf und stierte dann stumm auf den Couchtisch.

„Ich habe mehrere Tage nichts von dir gehört“, sagte Klaus entschuldigend. „In der Personalabteilung sagte man mir, dass du bald wieder zurück in die Firma kommst.“

„Ja, nächste Woche. Maiser hat schon mehrmals bei mir angerufen. Das habe ich mit ihm vereinbart.“

Dominik Maiser war der Geschäftsführer von EMC-GmbH, die Firma, bei der Simon und Klaus arbeiteten.

„Das ist gut“, sagte Klaus. „Mensch, wir brauchen dich. Es gibt dringende Aufträge. Ist auch gut für dich, damit du auf andere Gedanken kommst. Überhaupt solltest du mehr unter Leute gehen.“

Simon schwieg.

„Vielleicht“, sagte Simon. „Aber lass uns jetzt erst ein Glas zusammen trinken. Ich habe heute eine gute Flasche Cognac im Keller gefunden. Vera hatte eine gute Vorratshaltung.“

Er seufzte.

„Weißt du, sie fehlt mir.“

„Ja, Simon, glaube ich dir“, sagte Klaus tröstend. „Sie fehlt mir auch.“

„Willst du Cognac, Bier oder Wein?“

„Lieber Wein.“

Simon tapste in die Küche. Von dort hörte man, wie er Schubladen aufzog, wie er in einem Besteckkasten klapperte, in dem vielfältige Küchenutensilien und diverse Dosenöffner aufbewahrt wurden. Endlich wurde er fündig. Mit einer Flasche Rotwein, einem Glas und einem Flaschenöffner kam er zurück. Er entkorkte die Flasche und goss ein. Klaus nickte: „Danke.“ Er nahm einen Schluck und lehnte sich im Polster zurück. Simon nahm ihm gegenüber Platz und schenkte sich selbst Cognac nach.

Klaus fragte: „Hast du die heutigen Nachrichten schon gesehen?“

„Habe ich. Abendschau rbb. Über den Todesfahrer kam nichts. Die Ermittlungen laufen wohl noch. Übrigens hat mich ein Kommissar aus Berlin angerufen. Die Sache ist jetzt bei der Kriminalpolizei. Auch er wusste nichts Neues.“

„Aber sie arbeiten noch dran?“

Simon schnaubte geringschätzig: „Ach, was weiß ich. Auf jeden Fall läuft der Verbrecher noch frei rum. Und fährt wahrscheinlich schon den nächsten Menschen tot. Wenn so ein Raser gefasst wird, was ist dann die Strafe? Zweihundert

Euro und Sozialstunden. Der Diebstahl einer Schachtel Zigaretten im Supermarkt wird höher bestraft.“

Mit unsteter Hand goss er sich Cognac ins Glas nach.

„Sie werden ihn finden“, sagte Klaus. „Solche Autos gibt es nicht allzu viele, auch in Berlin nicht. Der hat keine Chance, glaube mir.“

„Ich mache mir solche Vorwürfe, Vera zur Berlintour überredet zu haben. Weißt du, erst wollte sie nicht fahren. Wahrscheinlich hatte sie eine ungute Vorahnung.“

Klaus protestierte: „Aber Simon, niemand konnte wissen, dass um diese Zeit zwei Verrückte durch die Stadt fahren.“

In der Zeit, in der Klaus sein Glas Rotwein zur Hälfte getrunken hatte, hatte Simon die Flasche Cognac auf dem Tisch völlig geleert. Klaus wurde die Situation immer unerträglicher. Er entschuldigte sich mit wichtigen Erledigungen zu Hause. Aber tatsächlich konnte er nicht mit ansehen, wie sein Freund unter dem Verlust litt und den hochprozentigen Alkohol in solchen Mengen in sich hineinschüttete.

Es war Anfang April und mehr als vier Wochen waren seit dem Unfall vergangen. Simon erwachte früh. Ihm war übel. Im Schlafanzug schaute er durch das Schlafzimmerfenster nach draußen, wo letzte Nebelschwaden über den Gärten lagen. Gestern Abend hatte er mehrere Stunden auf der Couch gesessen, vor sich hingestarrt und immer mehr Cognac getrunken. Die Gedanken hatten ihn gequält. Unaufhörlich. Schmerzende Gedanken, wieder und wieder. Immer weiter Bilder vom nächtlichen Ku'damm, der Kreuzung, die

quietschenden Reifen, der dumpfe Knall. Immer dieser Ablauf mit nur wenigen Variationen. Dann hatte er den Fernseher eingeschaltet und sich erst spät in der Nacht von ihm wieder losreißen können. Zuletzt ließ er sich von einem Actionfilm fesseln, einer Story fern aller Realität, effektheisende Aktionen und Szenen blutiger Brutalität. Aber es waren gerade solche Filme, die ihm halfen, die Erinnerung an das schreckliche Geschehen zu verdrängen, müde zu werden und einschlafen zu können.

Ächzend zog er sich an. Er war verkatert, unausgeschlafen, sauer auf die Welt und vor ihm erstreckte sich ein endlos langer Tag. Er ging nach unten ins Wohnzimmer und blieb minutenlang am Fenster stehen. Sein Blick schweifte über die Terrasse, die in der Morgensonne lag, wanderte über den Garten zu der Wiese bis zur Baumreihe an der Schallschutzwand. Er musste etwas tun, sich aufraffen, den Tag strukturieren und endlich Ordnung schaffen. Entschlossen ging er hinüber in die Küche, wo er über das Chaos erschrak. Diese Unordnung schien ihm respektlos gegenüber Vera, die die Küche mit viel Mühe und Kreativität eingerichtet hatte. Jetzt sah er das im Spülbecken aufgetürmte schmutzige Geschirr. Simon erwischte sich dabei, dass er mit sich selber sprach. „Ich muss das sauber machen“, sagte er laut. Er ging zur Spüle und öffnete den Wasserhahn. Das Wasser lief über die aufgehäuften schmutzigen Teller und Tassen. Er hielt die Hand in den Strahl, er war kalt. Er nahm ein Glas von der Ablage, füllte es voll bis zum Rand und trank es aus. „Nein“, sagte er und drehte das Wasser ab. Als er den Kühlschrank öffnete, schlug ihm Gestank entgegen. Fast alle Fächer waren leer, nur weit hinten lag auf einem Teller ein Stück ranzige Butter,

schimmlicher Käse und weiter hinten gammelte ein Stück Gemüse vor sich hin. Schnell schloss er die Tür wieder. Schon der Gedanke, einkaufen gehen zu müssen, lähmte seinen schwachen Antrieb.

Doch er musste sich auch um den übervollen Mülleimer kümmern. Kurz entschlossen sammelte er die Dosen, Verpackung und sonstigen Abfall am Fußboden, stopfte es in Plastiktüten und brachte sie nach draußen. Die Restmülltonne quoll über und daneben lagen mehrere Müllsäcke. Letzte Woche hatte er wieder einmal vergessen, die Mülltonnen zur Abholung an die Straße zu stellen. Auf dem Weg zur Garage sah er, dass die Blumen blühten, die Vera gepflanzt hatte. Die Hecke müsste wieder geschnitten werden. Mit der Fernbedienung öffnete er das Garagentor. Vor ihm stand sein Audi A4 quattro. Ihn hatte er vor zwei Monaten als Bonus von seiner Firma EMC-GmbH für erfolgreiche Projekte bekommen. Das Fahrzeug war wirklich große Klasse. Hier stimmte die Werbung: Eleganz verbunden mit Sportlichkeit, ästhetisches Design mit funktionellem Nutzwert und Höchstgeschwindigkeit 210 km/h. Ein Cockpit mit einem hochauflösenden LCD-Screen und das Bang & Olufsen Sound System mit 3D-Klang. Als er so vor dem Auto stand, merkte er plötzlich, dass er die lange Schnauze als Tötungsinstrument wahrnahm. Simon verdrängte den Gedanken, stieg ein und startete. Die Fahrt führte ihn durch sein Wohnviertel in Ückesdorf. Die meisten Häuser waren jünger als zehn Jahre, einige elegante Architektenhäuser zwischen modernen Fertighäusern. Dann verließ er den Ort und fuhr an hohen und jetzt im Mai strahlend gelb leuchteten Rapsfeldern vorbei. Er überquerte die Autobahnbrücke und fuhr zum Einkaufszent-

rum mit den Reklametafeln von Edeka, Lidl, Aldi und Rossmann an der Einfahrt.

Der Parkplatz war voll und es herrschte hektisches Treiben. Dass heute Samstag war, hatte er nicht bedacht. Er vermied es, Bekannten zu begegnen. Doch die wenigen Leute, die er erkannte, schienen ihm aus dem Weg zu gehen. Er wanderte durch die Supermarktgänge und warf planlos Waren in den Einkaufswagen. Mit dem Einkauf fühlte er sich überfordert, denn den hatte bisher immer Vera gemacht. In der Getränkeabteilung nahm er einen Sechserkarton spanischen Rotwein aus dem Regal und stellte ihn den Wagen. Dazu legte er einige Flaschen Hennessy Cognac. Eine Flasche dieser Marke hatte er in den Vorratsregalen entdeckt, die von Vera eingeräumt worden waren. Die beruhigende tröstende Wirkung dieses Getränks hatte er neulich entdeckt. Beim Einschannen an der Kasse schaute die Kassierererin erstaunt zu ihm hoch. Simon fragte sich, ob sie ihn als Ehemann der zu Tode gekommenen Vera erkannt hatte oder ob dieser Blick der Menge an Alkoholika auf dem Laufband geschuldet war.

Zuhause angekommen leerte er zuerst den Briefkasten und warf die Post auf das Schränkchen am Eingang. Unwichtig. Dann brachte er die schweren Plastiktüten in die Küche und stellte sie auf den Küchentisch. Er seufzte. „Das ist nicht gut so. Nichts ist gut. Ein Elend, so ein Elend“, sprach er halblaut vor sich hin. Ein Gefühl von Einsamkeit und Verlassenheit überkam ihn. Langsam kroch die Depression wieder in ihm hoch. „Was soll ich nur tun?“ Als er spürte, wie die Verzweiflung ihm die Beine wegzuziehen drohte, schlurfte er ins Wohnzimmer und ließ sich auf die Couch fallen. All das Grübeln in den vergangenen Tagen und in den vielen schlaf-

losen Nächten hatte nichts gebracht. Nüchtern diagnostizierte er, dass sich sein Zustand von Tag zu Tag verschlimmerte. Das Telefon klingelte mehrmals. Er versuchte es nicht zu hören, wollte unerreichbar sein. Als dann mit einem Piep der Anrufbeantworter ansprang, hörte er die besorgte Stimme seiner Mutter: „Simon, wie geht es dir? Was machst du? Ich mache mir Sorgen. Ruf doch mal zurück.“

Er ging wieder in die Küche. Auf dem Tisch lag immer noch der Einkauf. Es ging auf Mittag zu und er hatte noch nicht gefrühstückt. Er war hungrig. Aus der Tüte holte er sich Weintrauben und stopfte sie in sich hinein. Dann griff er die Flasche Hennessy, nahm eine Packung Kartoffelchips, ging ins Wohnzimmer und machte es sich auf der Couch bequem. Dort öffnete er die Flasche, goss das Trinkglas halb voll mit Cognac, riss die Chips-Tüte auf und drückte den Einschaltknopf der Fernbedienung des Fernsehers.

Vier Wochen nach der Beerdigung kehrte Simon an seinen Arbeitsplatz bei der EMC-GmbH zurück. An diesem Montag stand Simon früh auf und ging ins Badezimmer, drehte den Wasserhahn auf. Gegen den Sog der Erinnerung ankämpfend, stellte er sich mit geschlossenen Augen unter die heiße Dusche. Dann wechselte er zu kalt, das erfrischte und half ihm munter zu werden.

Er fuhr die gewohnte Route durch das Ortszentrum von Ückesdorf, vorbei an der Apotheke, dem kleinen Supermarkt, auf den Zubringer zur EMC-GmbH im Industriegebiet Bonn Nord. Seine Arbeit im Automobilbau als KFZ-

Ingenieur hatte er immer geliebt. Gleich nach seinem Studium in Aachen hatte er bei Ford in Köln im Motorenbau angefangen. Nach kurzer Zeit wusste er alles über Zylinderköpfe, Kurbelwellen, Turbolader, Zündzeitpunkte, Direkteinspritzung und Motorsteuerung. Die Kolbenmaschinen, an deren Entwicklung er beteiligt gewesen war, liefen fehlerfrei. Simon war stolz auf diese Musterstücke deutscher Ingenieurskunst. Er sah sich in der Reihe deutscher Ingenieure, die den ersten Verbrennungsmotor zum Laufen gebracht hatten. Er bewunderte Carl Benz, der im Jahr 1886 seinen Motorwagen zum Patent angemeldet hatte. Das war das Geburtsjahr des modernen Autos. Unabhängig von Benz folgten wenig später in Stuttgart Gottfried Daimler und Wilhelm Maybach. Doch heutige Motoren hatten mit denen des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts nur das grundlegende Funktionsprinzip gemeinsam, nämlich fossile Brennstoffe zu verbrennen und mit der gewonnenen Energie das Auto anzutreiben. Da er früh erkannte, dass IT im Automobilbau immer wichtiger wurde, hatte er vor zehn Jahren zu 'Electronic Motor Control GmbH' in Bonn gewechselt. EMC hatte sich frühzeitig auf GPS-Anwendungen im Automobilbau und Simon gelang es, bereits nach zwei Jahren die Leitung des Projektbereichs 'Integration von elektronischen Assistenz- und Navigationssystemen' zu übernehmen.

Die Digitaluhr des Wagens zeigte Punkt acht Uhr, als Simon den grauen Audi auf dem EMC-Firmenparkplatz abstellte. Schon im Eingangsbereich begrüßte man ihn freundlich. „Schön, dass du wieder da bist.“ Andere waren unsicher, wie sie ihm begegnen sollten. Einige drückten ihr Bedauern über den Tod seiner Frau aus. Auf seinem Schreibtisch warte-

te viel Arbeit für die Projekte, für die er verantwortlich war. Seine Kollegen hatten zwar versucht, mit den Terminvorgaben Schritt zu halten, trotzdem waren dringende Dinge liegen geblieben. Sein Chef bei EMC Dominik Maiser begrüßte ihn persönlich am Arbeitsplatz. Maiser war US-Amerikaner und hatte die Leitung der Firma vor zwei Jahren übernommen. Er zeigte Verständnis für Simons schwierige Situation, betonte aber, dass Simons Projekt dringend fertiggestellt werden müsste.

Mitten in der Nacht wachte er auf. Von draußen kam kein Geräusch. Durch das offene Fenster schaute er auf den nächtlichen Himmel, über den zerrissene Wolken trieben. Im Mondlicht, das durch das Fenster ins Zimmer fiel, nahmen die Objekte langsam schemenhafte Gestalt an. Wie in vorausgegangenen Nächten kreisten seine Gedanken um Vera und den Unfall. Nachdem er sich lange Zeit schlaflos von einer Seite zur anderen gewälzt hatte, stand er auf, ging in Veras Zimmer und schaltete die Lampe auf dem Schreibtisch ein. Als sein Blick auf die Reihe von Bilderrahmen fiel, die auf ihrem Schreibtisch aufgestellt waren, überkam ihn eine unglaubliche Traurigkeit. Er kannte die Fotos. Auf einem Foto waren Vera und er vor dem Eiffelturm zu sehen, wie sie bemüht freundlich in die Kamera schauten. Simon trug eine Hose und das Hemd über dem Gürtel, sie ein blumiges Kleid. Ein anderes Bild zeigte beide beim Rasten auf einer Bank im Grünen bei einer Wanderung. Sie hatten den Blick in die Ferne gerichtet. Das Bild daneben war bei ihrer Hochzeitsrei-

se in Ägypten aufgenommen worden. Sie war jung. Ihr Gesicht war gerötet, ihre Haare nass und im Hintergrund das blaue Meer. Ihre blauen Augen strahlten. Auf einem kleinen Foto sah man Vera im Alter von etwa zweieinhalb Jahren im Wohnzimmer. Sie hielt sich an einem Stuhl fest und strahlte über das ganze Gesicht. Hinter dem kleinen Mädchen standen die Eltern, die stolz in die Kamera blickten. Das gerahmte Foto daneben nahm er hoch und betrachtete es im Schein der Schreibtischlampe, Vera und er auf einer Bergwanderung in den österreichischen Alpen. Beide lachten vergnügt in die Kamera. Vera hatte den Kopf leicht in den Nacken gelegt, die Lippen geöffnet, weiße Zähne und um die Augen ganz feine Lachfalten. Ein Wanderer, dem sie zufällig unterwegs begegnet waren, hatte dieses Foto gemacht. Simon erinnerte sich gut an den freundlichen älteren Herrn mit Knickerbocker und roten Kniestrümpfen. Er starrte eine lange Zeit regungslos auf das Foto. Dann stiegen krampfartige Zuckungen in ihm hoch, die er vergeblich versuchte, abzuwehren. Endlich begann er zu schluchzen, ließ den Kopf nach unten fallen und weinte hemmungslos. Eine halbe Ewigkeit verharrte er so. Allmählich beruhigte er sich. Dann stand er auf. Um frische Luft herein zu lassen, öffnete er das Fenster. Von der Lärmschutzwand her drang das stetige Zischen der Fahrzeuge auf der nassen Fahrbahn. Dieses Geräusch ging ihm von Tag zu Tag mehr auf die Nerven. Wütend sagte er laut: „Warum fahren sie unablässig? Kommen sie denn nie an? Können sie nicht einfach zu Hause bleiben?“ Durch das Fenster sah er die vom Mond beschienen Felder und hinter der Hügelkette die Lichter des Wohnviertels. Er legte sich wieder ins Bett. Der Schlaf wollte nicht kommen. Durch das geöffnete Fenster

drangen Geräusche von der Autobahn her. Er faltete seine Hände unter dem Kopf und starrte ins Leere. Die unaufhörlich um Verlust und Schuld kreisenden Gedanken ließen ihm keine Ruhe.

3. Rachegedanken

„Recherchiere einmal im Internet nach diesen Spinnern“, sagte ein Kollege Simon bei einer Kaffeepause in der Kantine. „Bei YouTube gibt es Videos von Rasern, die ihre aberwitzigen Fahrten durch die Windschutzscheibe ihrer Wagen filmen. Unglaublich.“ Simon hatte gezögert. 'Soll ich mir das wirklich antun?' Nach Feierabend setzte er sich an den Computer in seinem Arbeitszimmer, wo er früher zu Veras Ärger oft bis spät abends für die Firma gearbeitet hatte. Seit dem Unfall hatte er dieses nächtliche Arbeiten zu Hause komplett eingestellt. Trotzdem nannte er dieses Zimmer auf der Westseite des Hauses in Gedanken immer noch sein 'Home-Office'. Weil er es in letzter Zeit nur als Ablage benutzt hatte, sah es darin ziemlich chaotisch aus. Wegen der stickigen Luft im Raum, stellte er das Fenster auf Kipp. Durch den Spalt strömte kühle Luft; das Zwitschern mehrerer Vogelstimmen war zu hören. Jetzt Anfang Mai warf die tief im Westen stehende Abendsonne ihr rötlich-gelbes Licht auf die Tapete an der Zimmerwand. Etwas seitlich vom breiten Fenster stand ein Schreibtisch aus heller Birke, darauf ein flacher Computer mit riesigem 27 Zoll Full-HD-Monitor, daneben ein Multifunktionsdrucker der neuesten Generation. Die Einrichtung war funktional und gediegen. Simon ließ die Jalousie runter, setzte sich an den Schreibtisch und schaltete die Schreibtischlampe ein. Mit dem neulich gekauften Plastikfeuerzeug zündete er sich eine Zigarette an und drückte den Einschaltknopf des PCs, den er seit der Abreise nach Berlin

nicht mehr benutzt hatte. Nach wenigen Sekunden erschien der blaue Startbildschirm, kurz darauf öffnete sich das E-Mail-Programm mit einer langen Liste an Eingängen. Er ignorierte die E-Mails. Stattdessen öffnete er im Webbrowser die Suchmaschine und gab folgende Suchbegriffe ein: 'Raser', 'Berlin', 'Kurfürstendamm' und 'Unfälle'. Sekunden später erschien am Browser-Bildschirm eine lange Liste mit 19.803 Ergebnissen.

Er klickte mit der Mausfeil auf den obersten Link und auf dem Bildschirm erschien eine Meldung der Berliner Zeitung mit der Überschrift 'Polizei zieht wieder getunte Autos am Ku'damm aus dem Verkehr.' Ein YouTube-Video startete und man sah, wie eine Polizeieinheit drei getunte Sportwagen sicherstellte. An den Rädern, Fahrwerken und Auspuffanlagen waren verbotenerweise Änderungen gemacht worden. „Nicht jeder Tuner ist ein Raser“, meinte einer der Polizisten besänftigend ins Mikrofon. „Aber ein Spinner schon“, dachte Simon und steckte sich eine neue Zigarette an. Mit der rechten Hand scrollte er weiter durch die Liste. Er stieß auf einen ähnlichen Bericht eines Fernseheteams über einen Einsatz von Zivilfahndern. Ein Polizist sagte: „Drohungen sind an der Tagesordnung. Die Raserszene ist gut vernetzt und bestens organisiert. Im Internet prahlen diese PS-Ritter mit ihren Rennen durch die Innenstadt, viele davon am helllichten Tag. In der Polizeisprache hieß das Profilierungsfahren. Es geht um das Sehen und Gesehen werden. Die eigentlichen Rennen finden ganz woanders statt.“ Bei den gezeigten Verkehrskontrollen ärgerte sich Simon über das freche, respektlose Verhalten der jugendlichen Fahrer. Gleichzeitig wunderte er sich über die schier grenzenlose Geduld der Polizisten beim Ver-

such, den Delinquenten ihr Fehlverhalten minutiös zu erläutern, um dann nach all der Mühe eine lächerlich geringe Strafe zu verhängen. Ein anderer Polizist: „Wen wollen wir mit einer Strafe von 20 oder 40 € beeindrucken? Die grinsen doch nur.“ Überhaupt schienen die Belehrungen der Polizisten auf keinen fruchtbaren Boden zu fallen. In der Subkultur der Tuner und Raser hatte die Straßenverkehrsordnung keine Relevanz. Sie meinten über den Gesetzen zu stehen und waren über jede Ermahnung durch die Polizeibeamten zutiefst empört. Die Kölner Polizei berichtete, dass sie immer mehr schnelle Raser aus dem Ausland wegen überhöhter Geschwindigkeit erwischten.

Sein Rücken begann zu schmerzen. Um die Spannung zu lockern, streckte er die Arme nach oben und drehte den Oberkörper einige Male hin und her. Dann wandte er sich wieder dem Bildschirm zu. Das nächste Video zeigte einen Sportwagen mit tiefergelegtem Chassis und starker Motorisierung, der auf dem Kurfürstendamm am helllichten Tag entlangrollte. Der Fahrer war hier zu keinem anderen Zweck als zum Präsentieren. Um die Aufmerksamkeit der Passanten zu bekommen, ließ er mit gewisser Regelmäßigkeit den Motor laut aufheulen. Passanten zückten Handys und Kameras zum Fotografieren. Der Fahrer, den muskulösen Oberarm auf das Seitenfenster gelehnt, die Sonnenbrille ins Haar hochgeschoben, genoss seinen Auftritt sichtlich. Der Sprecher kommentierte das Ganze: „Eine Hand immer an der Gangschaltung, die andere am kleinen Lenker, der Wagen groß, schnell, schick und aufgemotzt, das Hirn klein und immer männlich. Wehe dem, der einem solchen Typen in die Quere kommt.“ Irgendwann fiel Simon auf, dass in den ganzen

Aufnahmen keine einzige Frau am Steuer gegessen hatte. Tuning und Rasen waren eine reine Männerdomäne.

Mittlerweile war es draußen völlig dunkel geworden. Simon fühlte, wie er vom langen Sitzen ganz steif geworden war. Er schob den Drehstuhl zurück, stand auf und wanderte durch das Zimmer. Aus dem Kühlschrank in der Küche holte er sich eine Flasche Bier an den Schreibtisch. Simon zappte sich weiter durch die Videos auf den vielen Links bei YouTube. Er sah Aufnahmen von Fahrten mit über 250 km/h auf stark befahrenen Autobahnabschnitten. Einige Fahrten waren aus dem Fahrzeug heraus gefilmt. Man sah, wie ein Fahrer dicht auffuhr, riskant mit hoher Geschwindigkeit rechts und links überholte und dabei andere Verkehrsteilnehmer in äußerste Gefahr brachte. Simon sagte laut vor sich hin: 'Wegen solcher Idioten habe ich meine Frau verloren. Das Ganze muss ein Ende haben'.

Plötzlich spürte er eine bleierne Müdigkeit. Für eine Minute schloss er die Augen. Als er auf die Bildschirmuhr schaute, erschrak er. Schon zwei Uhr durch. Hastig drückte er den Ausschaltknopf. Der Bildschirm erlosch. Die Luft war rauchgeschwängert. Auf dem Schreibtisch standen der überquellende Aschenbecher und mehrere leere Bierflaschen. Und morgen stand wieder ein harter Arbeitstag mit dem ganzen Stress vor ihm. 'Keine Lust, liebe EMC', murmelte er vor sich hin. Er schaltete den Computer aus, löschte das Licht und stieg die Treppe zum oberen Stockwerk hinauf.

Ein heißer Maitag, schwül und drückend. Erst weit nach 18 Uhr stellte Simon den Audi in der Garage neben dem Haus ab. Vor drei Wochen hatte er seine Tätigkeit bei EMC-GmbH als Projektleiter in der Entwicklung von Navigationsgeräten wieder aufgenommen. Obwohl seine Kollegen und auch sein Chef Maiser ihm alle freundlich und hilfsbereit begegneten, fühlte er sich seltsam fremd dort. Dann hatte Dominik Maiser bei einer Besprechung den Terminverzug in Simons Projekt problematisiert. Simon hatte sich von der im Grunde berechtigten Kritik verletzt und beschämt gefühlt. Jetzt versuchte er, nicht daran zu denken.

Simon schloss die Haustür auf und betrat den großen Flur. Das Haus fühlte sich riesig und leer an. Ja, er war einsam und allein. Diese Stimmung hatte ihn schon den ganzen Tag und die Tage zuvor beherrscht. Vera fehlte ihm. Im Hintergrund lauerte stets das Schuldgefühl wegen Veras Tod, das ihm immer wieder einen Stich in die Brust versetzte. Simon legte seine Aktentasche auf der Treppe zum ersten Stock ab. Im Haus war es kühl. Er ging in die Küche und öffnete den Kühlschrank. Nur Reste, einige Scheiben Schinken in aufgerissener Plastikverpackung, ein trockenes Stück Käse. Er müsste mal wieder einkaufen gehen. Im unteren Fach lagen mehrere Bierflaschen. Simon nahm eine Flasche und öffnete sie. Sie war eiskalt. Er war durstig und nahm direkt aus der Flasche große Schlucke. Dann schob er die Glasschiebetür zum Garten auf. Ein Schwall heißer Luft strömte in den Raum. Auf der schattigen Terrasse ließ er sich in das Polster des Gartensessels aus Teakholz fallen. Von der nahen Autobahn A 565 vernahm er das durch die Lärmschutzwand gedämpfte Rauschen. Es gelang ihm in letzter Zeit immer we-

niger, das Geräusch auszublenden. Es ging ihm auf die Nerven.

Die Flasche vor ihm auf dem Tisch war noch nicht halb leer, da läutete das Telefon. Ächzend erhob er sich aus dem Sessel und ging zurück ins Haus. Das Display zeigte die Nummer des Anrufers, 030, die Berliner Vorwahl. Simon nahm ab. Kriminalkommissar Berlinger war am Apparat.

„Herr Wiegand, wie geht es Ihnen? Ich möchte Sie gerne über den Fortgang unserer Untersuchung informieren. Ich habe schon versucht, Sie heute Vormittag zu erreichen. Haben Sie einen Augenblick Zeit?“

Simons Herz ging schneller.

„Selbstverständlich.“

„Wir haben nach dem Unfallverursacher gesucht. Leider haben unsere Anfragen bei den Autowerkstätten nichts ergeben.“

„Nein?“, sagte Simon enttäuscht.

Aufgeregt wanderte Simon mit dem Telefonhörer am Ohr in der Küche hin und her, ging rüber ins Wohnzimmer, blieb an der breiten Glasfront stehen, blickte ohne zu sehen in den Garten, um dann wieder seinen Gang durch die Küche aufzunehmen.

„Ein Fahrzeug dieses Typs, so wie von Ihnen und den anderen Zeugen beschrieben, konnte nicht identifiziert werden. Somit konnte auch kein Unfallverursacher ermittelt werden.“

„Und was heißt das nun?“, fragte Simon.

„Es tut uns leid, aber wir müssen die Ermittlungen einstellen.“

Simon ungehalten: „Das können Sie nicht machen. Der Verbrecher läuft noch frei rum! Wissen Sie, ich verstehe das

nicht. Da fahren bescheuerte Idioten mit ihren Autos bei stark überhöhter Geschwindigkeit den Ku'damm hoch, und die Berliner Polizei ist angeblich völlig hilflos.“

Aus dem Hörer drang Berlingers dunkler Stimme: „Bitte beruhigen Sie sich. Ich verstehe Ihre Aufregung. Aber wir werden den Fall im Auge behalten. Sie werden benachrichtigt werden, sobald sich etwas Neues ergibt.“

In Simon stiegen Ärger und Wut hoch. Ungehalten stieß er aus: „Was machen Sie eigentlich bei der Polizei? Sitzen Sie nur in Ihrem Büro rum? Schauen Sie doch mal, wie es auf dem Ku'damm zugeht! Da protzen verrückte Halbstarke und Zuhälter mit ihren dicken Autos am helllichten Tag. Machen Sie doch einmal eine Recherche im Internet. Da können Sie sehen, wie Verrückte mit ihren Fahrzeugen den Ku'damm rauf und runter rasen. Sie können das bei YouTube anschauen. Und was macht die Polizei?“ Simon steigerte sich in seine Empörung hinein.

„Herr Wiegand, wir kennen diese Videos. Wenn es etwas Strafverwertbares ergibt, verfolgen wir das.“

Berlinger berichtete detailliert und ausschweifend über den Verlauf der Ermittlungen.

Simon setzte nach: „Diese illegalen Autorennen führen immer wieder zu schweren Unfällen. Warum bekommt die Polizei dieses Problem nicht in den Griff? Es sind bei YouTube Videos eingestellt, wo man sieht, wie Raser reihenweise gegen die Straßenverkehrsordnung verstoßen. Jeder kann das anschauen. Wo ist denn da die Polizei?“

„Ich verstehe Ihre Empörung. Doch wir tun unser Bestes. Wir haben zu wenige Leute.“

„So eine Stadt wie Berlin sollte doch für die Sicherheit in der Stadt genug Leute haben. Oder etwa nicht?“ Simon lachte laut und höhnisch.

Berlinger mit Verzögerung: „So einfach ist das nicht. Glauben Sie, wir tun unser Bestes. Bisher sind die Strafen viel zu milde. Aber ich glaube, dass im Bundestag die Einsicht wächst, dass die Gesetze verschärft werden müssen.“

„Aber Herr Berlinger, es kann wohl nicht sein, dass diese Raser ihre Straftaten stolz ins Netz stellen und die Polizei nichts unternimmt. Wer solche Rennen fährt, sollte hart bestraft werden. Wozu hat man denn die Polizei?“

Berlinger hilflos: „Wir tun alles, was uns möglich ist. Der Berliner Senat plant jetzt die Kampagne 'Null Toleranz für Raser' ins Leben zu rufen.“

„Ist ja gut und recht“, bemerkte Simon. „Doch Fakt ist, dass der Mörder meiner Frau frei rumläuft. Noch schlimmer – er fährt mit dem Sportwagen frei rum.“

Beide schwiegen einige Sekunden.

Dann meldete sich Simon: „Wollen Sie denn die Untersuchung wirklich einstellen?“

„Wie ich schon sagte, ja, leider. Wir müssen die aktive Untersuchung einstellen.“

Simon legte grußlos auf.

Lautes Prasseln des Regens gegen das Schlafzimmerfenster weckte Simon. Um das Haus tobte ein Sturm. Jetzt erinnerte er sich, dass es in den Abendnachrichten eine Unwetterwarnung für Nordrhein-Westfalen gegeben hatte. Das Rauschen

des Regens und die Windstöße wurden von Minute zu Minute heftiger, ein richtiges Unwetter. Blitze zuckten vor den Fenstern, die bei jedem Donnerschlag vibrierten. Plötzlich gab einen Blitzeinschlag ganz in der Nähe. Im Zimmer wurde es für einen kurzen Moment taghell und das ganze Haus erbehte. Unablässig tobte das Unwetter weiter. Simon blieb liegen. Er wollte nicht aufstehen, wollte wieder einschlafen. Vergeblich. Entnervt stand er auf und ging nach unten ins Wohnzimmer. Gestern Abend hatte er die Jalousien nicht heruntergelassen, draußen herrschte schwarze Dunkelheit. An die Terrassenscheiben peitschte der Regen in Böen und das Wasser lief in Strömen herunter. Im Licht der Straßenbeleuchtung bogen sich die Bäume im Wind.

Eine Stunde später graute der Morgen. Der Sturm hatte nachgelassen und die Luft war klar. Der Nachtigallenweg war menschenleer, nur parkende Autos. Niemand kam, niemand ging. Auf der Einfahrt zum Haus lagen abgebrochene Äste und Zweige. Der Hauseingang war mit braunem nassem Laub bedeckt. Ein Bild der Verwüstung. Im benachbarten Wäldchen waren dicke Äste heruntergekommen und blockierten den Fußweg. Simon sah, wie ein Feuerwehrwagen vorfuhr und wie einige Feuerwehrmänner in gelben Regenjacken den Zugangsweg zum Wäldchen mit weiß-roten Bändern absperreten. Alles war nass. Auch die Autobahn. Von dort drang ein permanentes lautes Zischen der Autos. Dagegen schien die Lärmschutzwand machtlos.

In den Folgetagen blieb er untätig im Haus, machte nur die notwendigen Einkäufe. Allerdings achtete er darauf, dass immer genügend Bier, Wein und Spirituosen im Haus waren. Sein Alkoholkonsum begann ihm allmählich Sorgen zu ma-

chen. Da jeder Kontakt für ihn anstrengend war, ging er Bekannten aus dem Weg. Er wollte allein sein, in seinem Kokon bleiben. Manchmal half ihm ein Spaziergang in der späten Nacht, um seine Stimmung aufzubessern. Er wanderte tagsüber und auch manchmal des Nachts durch die Gegend der Umgebung, ziellos, später stellte sich eine gewisse Regelmäßigkeit ein. Der Gedanke an Vera und ihren Tod ließ ihn nicht los. War es Trauer? War es Depression? Diese Fragen waren nutzlos. Von früher kannte er depressive Zustände. Aber das jetzige Gefühl der Verlassenheit und Hilflosigkeit überstieg alles, was er jemals erlebt hatte. Der Gedanke, Vera in den Tod nachzufolgen, war ständig präsent. Doch zum Selbstmord fehlte ihm der Mut. Wenn es ganz schlimm war und er dachte, jetzt könnte es nicht mehr schlimmer werden, musste er feststellen, dass er noch einmal tiefer rutschte. Ein sinnloses Leben, lähmende dunkle grenzenlose Leere. Abends setzte er sich auf den Gartensessel auf der Terrasse, trank Cognac und brütete vor sich hin. Der Mond war nicht zu sehen, auch keine Sterne.

Nachmittags drei Uhr im 'Morgenwind'-Büro in Neukölln. Hartmann ging in seinem Zimmer nervös auf und ab. Wie weitermachen bei der Initiative 'Autofreies Berlin'? Außerdem lag ihm ein Textentwurf von Ernst Bukowski vor, mit dem er in keiner Weise einverstanden war. Doch wie ihm sagen? Hartmann nahm einige der Textentwürfe für die Aktion von seinem Schreibtisch, obenauf der Entwurf von Bukowski und ging zu Bukowskis Zimmer am Ende des Gangs.

Er klopfte, ging sofort rein, was bei der informellen Arbeitsweise bei 'Morgenwind' üblich war.

„Ernst, ich hätte da etwas mit dir zu besprechen.“

Bukowski schaute von seinem Schreibtisch auf und begann sofort zu reden: „Können wir gerne machen. Aber schau mal her; ich mache gerade eine Zusammenstellung der Raserunfälle für unsere Aktion. Wieder so ein Fall: Gestern in Dortmund, ein 19-Jähriger und ein 24-Jähriger sind bei einem Autorennen mit 140 Kilometern pro Stunde durch die Innenstadt gefahren. Der 24-Jährige hatte keinen Führerschein, der 19-Jährige noch in der Probezeit. Ihre Wagen wurden sichergestellt.“

„Es wird höchste Zeit, dass so etwas zu einem Straftatbestand heraufgestuft wird. Sag mal, hast du gerade einen Augenblick?“

Bukowski sagte: „Gib mir fünf Minuten. Ich mache das gerade fertig und komme dann zu dir rüber.“

Hartmann ging zurück in sein Büro. Er öffnete ein Fenster, aus den oberen Wohnungen hörte man Stimmen, später setzte eine Geige ein, offenbar ein Anfänger. Er schloss das Fenster wieder. Bukowski erschien zehn Minuten später.

Hartmann machte eine einladende Handbewegung: „Bitte setz dich.“

„Ich bleibe lieber stehen. Ich habe den ganzen Tag gesessen.“

„Nun gut“, Hartmann schaute zu ihm auf. „Ernst, ich sitze gerade an deinem Textentwurf für unsere Initiative. Übernächste Woche ist ja das Koordinierungstreffen zu 'Autofreies Berlin'. Da sprichst du davon, dass die Zahl der zugelassenen Pkws noch einmal um 100.000 Zulassungen in Berlin

gestiegen ist. Darin äußerst du Verständnis für die Autoanzünder. Du sagst sogar, dass sie eine nützliche gesellschaftliche Funktion haben könnten. Das könnte jemand als Aufruf zur Gewalt interpretieren.“

„Aha“, dachte Bukowski, „das schon wieder. Er immer mit seiner Vorsicht. Demnächst tritt er dem ADAC bei.“

„Ich fordere in dem Text ja nicht, dass jemand Autos anzünden soll“, sagte Bukowski langsam und mit Betonung. „Ich schreibe ja nur, dass man für solche Aktionen Verständnis haben kann. Das ist Meinungsfreiheit und durch unser Grundgesetz gedeckt.“

„Ernst, für unsere Initiative sind solche Formulierungen schlecht. 'Autofrei' ist das Ziel. Aber wie dahin kommen? Offenbar haben wir unterschiedliche Vorstellungen.“

„Siehst du nicht, dass wir als 'Morgenwind' seit Jahren für eine bessere Verkehrssituation kämpfen. Doch seien wir ehrlich, alle unsere Aktivitäten waren erfolglos. Der Verkehr in Berlin nimmt zu, und das von Jahr zu Jahr.“

„Ich finde das auch furchtbar“, Hartmann schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Aber die Leute lieben ihre Autos und sie haben das Geld, sich immer größere und stärkere Wagen zu kaufen.“

„Ja, wir ersticken darin.“

Hartmann neigte sich mit dem Oberkörper nach vorne und sagte mit Nachdruck: „Trotzdem dürfen wir nicht zu Straftaten aufrufen. Dein Beitrag soll ja sowohl in den Newsletter als auch in unserer Website publiziert werden. In der jetzigen Formulierung können wir belangt werden, insbesondere ich als verantwortlicher Herausgeber. Mir ist das zu heikel.“

„Aber Otto, das ist doch kein Aufruf zum Aufstand. Das ist publizistische Meinungsfreiheit. Vielleicht passt dir auch nur meine Argumentation nicht.“

„Da hast du nicht ganz unrecht. Das Ganze ist mir zu jugendlich ungestüm und politisch unklug.“ Hartmann versucht es mit einem Lachen.

„Immer nur Vorsicht, immer nur Legalität“, erwiderte Bukowski. „Gab es schon einmal echten Fortschritt im Rahmen der Legalität? Der Menschheit läuft die Zeit davon.“

„Ich höre das von dir nicht zum ersten Mal“, Hartmanns Stimme klang genervt. „Aber es hilft uns nicht, es hilft uns gar nicht. Es bringt unsere Sache überhaupt nicht voran.“

„Aber wohlklingende Sprüche helfen auch nicht. Berge von Büchern, wunderbar recherchierte und formulierte Bücher und Zeitungsartikel. Doch dann zeigt die Werbung Produkte, die nicht nur unnützlich und schädlich sind, sondern auch die Umwelt zerstören. Etwa für diese SUV-Ressourcenschleudern, und die Leute kaufen diese Monster.“

Bukowski ging aufgeregt vor Hartmanns Schreibtisch hin und her, blieb wieder vor dem Fenster stehen.

„Ja, Ernst, ich verstehe deinen Ärger. Du hast ja recht. Aber der Text geht trotzdem nicht.“

Bukowski steigerte sich in seinen Ärger hinein: „Wer soll denn diese Exzesse bekämpfen? Etwa die jetzige Regierung? Da lachen die Hühner. Die Medien sind Teil des Systems, ihnen geht es um ihre Werbeeinnahmen. Strengere Gesetze, ehrliche polizeiliche Ermittlungen oder ähnliche Maßnahmen – das funktioniert alles nicht.“

„Doch Ernst, es bewegt sich etwas, langsam halt.“

Bukowski stellte seine Wanderung durch den Raum ein und blieb dicht vor Hartmann stehen: „Und jedes Jahr 100.000 Autos mehr! Ist das denn Fortschritt?“

„So negativ würde ich das nicht sehen. Es ist ein neues Bewusstsein entstanden. Dass an der Umweltproblematik was dran sein könnte, ist mittlerweile in die verbohrtsten Köpfe eingesickert.“

„Und was hat sich geändert?“, fragte Bukowski. „Ich meine real. Geh doch raus auf die Straße. Alles zugeparkt, Lärm und Gestank. Überall werden neue Luxuswohnungen gebaut, selbst in Kreuzberg und Neukölln. Und was ist mit der Umwelt? Schau dir die Luxuskarossen in den Straßen an und den Sprit, den diese Ungetüme verbrennen. Es wäre ein Segen, wenn die abbrennen würden. Alle komplett, ein Segen wäre das.“

Hartmann entgegnete etwas genervt: „Was willst du? Was soll das Ganze? Es ist nun mal so, dass wir uns im Rahmen der Gesetze bewegen müssen. Ich meine 'Morgenwind', ich als Hartmann und du als Bukowski, denke ich.“

„Nun gut, dann bewegen wir uns in diesem Rahmen und treiben auf den Untergang zu. Ich vermisse auch bei dir die Empörung. Die heilige Kuh, das Auto, lebt, und wird größer und es werden immer mehr.“

Hartmann sagte mit ruhiger Stimme: „Nun mal keine Dramatik. Das System ändert sich. Die Grünen sitzen im Bundestag und in der Landschaft stehen immer mehr Windräder, die sich drehen.“

„Windräder werden die Welt nicht retten“, erwiderte Bukowski. „Auch die Grünen reden zu viel von Wachstum, Wachstum und noch mal Wachstum. Besonders Schlaue spre-

chen von grünem Wachstum. So ein Blödsinn“, sagte Bukowski.

„Zugegeben, die Welt ist in keinem guten Zustand“, sagte Hartmann. „Da hast du recht. Aber das hilft uns jetzt nicht weiter. Wir brauchen gute Texte für das Koordinationstreffen. Und zwar bis nächste Woche. Ernst, keine Aufrufe zur Gewalt, weder gegen Menschen noch gegen Autos. Ich weiß, dass es militante Kräfte gibt, die davon faseln, Autos abzufackeln. Das ist nicht die Position von 'Morgenwind'.“

Bukowski stimmte schließlich zu: „Ich werde ja auch keines dieser heiligen Autos anzünden. Nun gut, Otto, ich werde darüber nachdenken. Du sollst ja keine Probleme bekommen.“

An diesem schwül-heißen Sommernachmittag saß Simon im Arbeitszimmer seines Hauses. Gegen die Hitze hatte er die Vorhänge vorgezogen. Mehrmals schon hatte im Laufe des Nachmittags das Telefon geklingelt. Am Display des Hörers hatte er gesehen, dass es die Personalreferentin seiner Firma war, die ihn um Rückruf gebeten hatte. Simon hatte nicht reagiert.

Um fünf Uhr ertönte die Türglocke. Kurze Zeit später ging sie ein zweites und dann ein drittes Mal. Endlich erhob sich Simon von seinem Schreibtischstuhl und ging zur Eingangstür. Draußen stand Klaus, in einer dunklen Bügelfaltenhose, die Ärmel des weißen Business-Hemds hochgerempelt und mit Schweißperlen auf der Stirn. Offenbar kam er direkt von der Arbeit.

„Hallo, Simon, störe ich gerade? Da muss man schon energisch klingeln, um dich aufzuwecken. Wie geht es dir?“

„Na, wie soll es mir denn schon gehen? Gut. Komm rein.“

Sie gingen durch die breite weiß geflieste Diele ins Wohnzimmer. Klaus schaute sich um. Das Zimmer bot ein Bild der Verwüstung. Ein Geruch nach Zigarettenrauch und säuerlichem Schweiß hing in der Luft. Hier war schon seit Tagen nicht mehr gelüftet worden.

„Mensch, ich sehe doch, dass es dir nicht gut geht“, sagte Klaus. „Aber vielleicht machst du dir das Leben auch selbst schwer?“

Simon war unrasiert, barfuß in Plastiksclappern, lange zerknitterte Hose und weißes Unterhemd mit Kaffeeflecken. Sie setzten sich in die Couchecke mit Blick nach draußen in den Garten.

Er versuchte ein Lachen: „Nein, das Leben ist schwer.“

„Du siehst überarbeitet aus. Was machst du bloß die ganze Zeit?“

„Ich arbeite, Klaus“, sagte Simon.

„Aber nicht für die Firma und nicht in der Firma“, sagte Klaus und schaute Simon verärgert an. „Hör' zu. Maiser hat mich geschickt, informell, sozusagen. Wann wieder mit dir zu rechnen ist? Du bist zwei Tage nicht erschienen. Die Kunden machen Ärger, besonders Boschitron. Und Maiser ist sauer, ziemlich sogar.“

„Ich will die Sache mit Vera aufgeklärt wissen. Die letzten beiden Tage und Nächte bin ich durch das Internet gesurft. Völlig sinnlos. Es wird mir zur Manie, aber ich kann nicht anders. Und Internet und Computer ausschalten, hilft auch

nicht. Dann kommen die schmerzlichen Erinnerungen hoch. Berlin, der Unfall, der Ku'damm, du weißt schon.“

„Das verstehe ich“, antwortete Klaus. „Aber du machst dich kaputt.“

Simon schwieg und warf Klaus einen leicht irritierten Blick zu. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Vielleicht hast Du ja recht. Ich mache mich verrückt. Aber ich kann nicht anders.“

„Das bringt doch nichts. Vera ist tot. Und du hast keine Schuld. Keiner konnte ahnen, dass in der Nacht komplett Irre über den Ku'damm rasen.“

„Ich werde den Todesfahrer finden. Ich werde diesen Idioten finden. Glaub mir.“

Klaus sagte mit Nachdruck: „Simon, das ist doch Unsinn. Dafür ist die Polizei zuständig.“

„Die Polizei, sagst du. Die Polizei kann es nicht. Nichts haben sie rausgekriegt, sondern den Fall einfach abgeschlossen. Für sie war das ein Verkehrsunfall unter tausend anderen.“

„Simon, die legen das nicht einfach auf die Seite, sondern verfolgen das weiter. Kümmere dich erst einmal um dich selber. Wie wäre es mit einer Urlaubsreise, vielleicht zwei Wochen am Meer oder in den Bergen. Steigere dich nicht in diesen Hass rein. Simon, das bringt nichts. Vera hätte das nicht gewollt.“

Simon hob beide Hände und ließ sie mit einer hilflosen Geste zurück aufs Sofa fallen.

Langes Schweigen. Dann begann Klaus wieder:

„Simon. Was ist jetzt? Kommst du morgen wieder zur Arbeit?“

Simon dachte nach.

„Wahrscheinlich hast du recht. Arbeiten lenkt ab. Sag' Maiser, dass ich morgen wiedererscheinen werde. Pünktlich um acht.“

Als Klaus gegangen war, sagte Simon zu sich selbst: „Das stimmt, was Klaus sagt. Grübeln bringt nichts. So kann es nicht weitergehen. Ich muss mit meinem Leben wieder anfangen.“ Immer wieder murmelte er diesen letzten Satz vor sich hin. Er stellte sich ans Fenster und schaute nach draußen in den Garten. Über den Himmel zogen breite zerfaserte rosafarbene Reste von Jet-Kondensstreifen.

4. Recherche

Am späten Nachmittag im Juni besuchte Simon den Ückesdorfer Friedhof am Waldrand. Es war sonnig, aber eher kühl. Seinen Wagen stellte er auf dem Parkplatz ab; er war der einzige Besucher und trat durch das schmale gusseiserne Tor. Rechts von ihm lag die erst neulich fertiggestellte moderne Trauerhalle, links das Denkmal für die Toten und Vermissten der zwei Weltkriege. Er ging den Hauptweg entlang. Veras Grab lag in der letzten Reihe auf der rechten Seite. Der Grabstein aus schwarzem Marmor war vorige Woche aufgestellt worden. Auf ihm standen Veras Name, Geburts- und Todes-tag eingemeißelt, darüber in kleineren Buchstaben der Spruch, den Simon ausgesucht hatte: 'Ich bin von euch gegangen nur für einen kurzen Augenblick und gar nicht weit. Wenn ihr dahin kommt, wohin ich gegangen bin, werdet ihr euch fragen, warum ihr geweint habt. Laotse'. Simon legte den Blumenstrauß auf das Grab. Im Westen versank allmählich die Sonne. Die Kiefern warfen Schatten über die Gräberreihen. Er setzte sich auf die von der Nachmittagssonne noch warme Marmorplatte des Grabes. Dort unten lag sie. Wie kalt und dunkel es dort sein mochte? Er spürte ihre Gegenwart. Eine dunkle Wolke schob sich vor die blasser werdende Sonne und der Wind frischte auf. Er wusste, dass sein bisheriges Leben vorbei war. Den Schmerz über den Verlust konnte er manchmal betäuben, aber er wusste, dass die Schuld ihn Tag für Tag, Jahr für Jahr bis zu seinem Tod begleiten würde.

Und dann kamen die Tränen und das Schluchzen. Aus seinen Augen flossen die Tränen und liefen die Wangen hinunter. Er wollte, dass sie aufhörten, doch sie flossen weiter. Endlich hatte er sich wieder unter Kontrolle. Für ihn gab es eine Aufgabe. Die Rache würde ihn aufrecht halten, ihm den Grund zum Weiterleben geben. Den Schuldigen finden und zur Rechenschaft ziehen. Er sprach leise zu sich: „Ich werde dich rächen, nicht nur an dem Fahrer, sondern an all denen, die solche Fahrzeuge bauen und fahren.“ Das schwor er Vera in diesem Augenblick. Das an- und abschwellende Geräusch der nahen Autobahn nahm er als bedrohlich wahr.

Durch die Gräberreihen ging er zurück zu seinem Wagen und fuhr nach Hause. In der Küche aß er eine Kleinigkeit und packte seinen Koffer für die morgige Fahrt nach Berlin. Er warf einen Blick in Veras Zimmer. Nichts war verändert worden. Selbst die beiden von Vera gebügelten Wäschestapel lagen immer noch auf der Kommode. Sein Blick schweifte durch das Zimmer, über das weiße Regal an der Wand, den Stuhl, auf dem er immer gesessen hatte, wenn sie etwas zu besprechen hatten. Mitten im Zimmer lag der Orientteppich, den sie schon während ihrer Studienzeit auf dem Flohmarkt gekauft und seither bei allen Umzügen mitgenommen hatten. Auf dem Fensterbrett standen zwei Blumentöpfe mit vertrockneten Pflanzen. Er ging nach unten ins Erdgeschoss. Aus dem Kühlschrank nahm er eine Flasche Bier und setzte sich auf die Terrasse. Dunkle Wolken zogen auf und es sah nach Regen aus. Hinter der Lärmschutzwand toste die A 565 laut und bedrohlich.

Am nächsten Vormittag warf Simon die Reisetasche und einen Rucksack auf den Rücksitz des Audis und setzte sich hinter das Steuer. Über dem Rheintal hing eine dichte Wolkendecke. In der Stadt tankte er den Wagen voll und fuhr auf die viel befahrene A 59 in Richtung Köln. Auf dem Kölner Ring staute sich der Verkehr über viele Kilometer. Er wechselte er auf die A1, eine der meistbefahrenen Autobahnen und Lebensader für die Wirtschaft von NRW. Eine schier endlose Reihe von Lastwagen stand auf der rechten Spur. Gelegentlich setzten sie sich ruckelnd in Bewegung, um dann nach kurzer Fahrstrecke wieder zum Stillstand zu kommen. Auf den linken Fahrstreifen drängelten sich Autos und Transporter, die jede Chance nutzten um schneller vorwärtszukommen. Simon sah mehrere Male, wie Drängler auf Fahrzeuge bis auf wenige Meter dicht auffuhren, um diese zu nötigen, die Spur frei zu machen. Simon hörte Musik aus dem Radio und hing seinen Gedanken nach. Stunden später erreichte er den Berliner Ring, wo ihn das Navi am Dreieck Werder in das Zentrum von Berlin leitete.

Gegen vier Uhr nachmittags kam Simon im Cecilia-Hotel in der Kantstraße nahe dem Savignyplatz an. Die Kantstraße, eine über zwei Kilometer lange Hauptverkehrsstraße in Charlottenburg, war nach dem Philosophen Immanuel Kant benannt worden. Die Stadt war an diesem Tag grau, windig und es nieselte. Da alle Parkbuchten entlang der Kantstraße besetzt waren, stellte er sein Auto vor dem Hotel in der zweiten Reihe ab und hastete zum Hoteleingang. Die Empfangsdame mit russischem Akzent beschrieb ihm den Weg zur Tiefgarage des Hotels. Die Einfahrt fand er rund 50 Meter entfernt in einer Seitenstraße. Nachdem er den erhaltenen

Code in das Ziffernfeld neben dem Eingang eingetippt hatte, ratterte das Rollgitter langsam nach oben. Der letzte Platz in der Reihe der vollgestellten Tiefgarage war für ihn reserviert. Auf dem Weg zurück zum Hotel sah er in einem regengeschützten Hauseingang eines geschlossenen Geschäfts eine Gestalt unter einer dunkelgrünen Plastikplane am Boden liegen. Simon nahm eine Bewegung unter der Plane wahr. Auf einem Stück Pappe lag wirklich jemand. Ein Penner. „Wie verloren und verlassen musste sich dieser Mensch wohl fühlen“, dachte Simon.

Das Zimmer im Hotel befand sich im ersten Stock. Er öffnete eines der doppelt verglasten Fenster zur Kantstraße. Ohrenbetäubender Verkehrslärm. Unter ihm fuhrn die Autos dicht an dicht auf zwei Spuren in beiden Richtungen. Schnell schloss er das Fenster wieder. Dank der schallisolierenden Scheiben war der Lärm nur noch leise zu hören. Er packte den kleinen Rollkoffer aus und sortierte die Kleidung in den Schrank. Dann setzte er sich in den Holzstuhl am Schreibtisch und studierte die Info-Mappe des Hotels. Dort fand er auch die Zugangsdaten für das WLAN. Er holte den Laptop und loggte sich ein. Mit seinem Chef Dominik Mäiser hatte er verabredet, dass er in dringenden Angelegenheiten zur Verfügung stünde. Der Eingangssordner des E-Mail-Programms meldete einige Spams, aber keine neue Nachricht, auch keine von EMC-GmbH.

Simon zog die Joggingsschuhe an und warf sich die Funktionsjacke aus beige-khakifarbigem Baumwollstoff über die Schulter. Um sich nach dem langen Sitzen im Auto Bewegung zu verschaffen, verließ er das Zimmer für einen Spaziergang durch die nähere Umgebung. Als er aus dem Hotel

trat, machten ihm die Abgasschwaden der vorbei zischenden Fahrzeuge das Atmen schwer. Er schlenderte in westlicher Richtung die Kantstraße entlang. Hier herrschte asiatisches Leben. Eine Art kleines Chinatown, Maniküre- und Massage-salons, asiatische Einkaufsläden. Durch die Fenster sah er junge chinesische Frauen mit weißem Mundschutz konzentriert die Fingernägel ihrer Kunden bearbeiten. In einem Schaufenster standen kunstvoll arrangierte japanische Bonsais. Es gab thailändische und vietnamesische Restaurants, Angebote für chinesische Fuß- und Körpermassage und auf chinesische Klientel spezialisierte Reisebüros. Er kam an einem Supermarkt vorbei, der vor allem von Kunden mit asiatischem Aussehen besucht wurde. Am Zeitungskiosk im Bahnhof Savignyplatz kaufte er sich je eine Ausgabe der B.Z., des Tagesspiegels und des Stadtmagazins Zitty. Seine Hoffnung war, dort aktuelle Berichte über das Raserunwesen in der Stadt zu finden.

Abends ging er in den wenige Hundert Meter entfernten 'Zwiebelfisch'. Hier hatte er mit Vera, Sofia und Klaus nach dem Musical einen vergnügten Abend verbracht und von hier aus hatten sie in der verhängnisvollen Nacht den Rückweg ins Hotel über den Ku'damm angetreten. Warum kam er hierher zurück? War es Nostalgie oder der unbewusste Wunsch, das Geschehene ungeschehen zu machen? Gegen fünf Uhr abends betrat er das Lokal. Am Tresen standen wenige Gäste, die Tische waren unbesetzt. Zwei Frauen bedienten. Die junge hübsche Frau hinter dem Tresen hatte ihr lockiges blondes Haar zu einem buschigen Zopf zusammengebunden. Ihre Kollegin trug eine Brille im hochgesteckten, aber mehr grau als blonden Haar. Simon fragte sich, ob es

wohl Kolleginnen oder Mutter und Tochter waren. Beide arbeiteten schnell und harmonisch. Zum Rauchen vor der Tür wechselten sie sich ab. Es hatte aufgehört zu regnen. Im kalten feuchten Freien standen fröstelnd mehrere Raucher zusammen. Ab und zu kam der Koch mit weißer Haube aus der Küche gerannt und servierte persönlich. Er war groß, dicke braune Haare zu einem Zopf gebunden, machte einen grobschlächtigen Eindruck, war aber sehr zugewandt und freundlich zu den Gästen.

Er bestellte einen Teller Zwiebelsuppe und dazu ein Bier. Nach dem Essen blätterte er in der mitgebrachten Zeitung. Er stieß auf die Meldung: Eine Organisation namens 'Morgenwind' forderte, dass der Senat energische Maßnahmen gegen Profilierungsfahrten auf dem Ku'damm unternehmen sollte. Der Artikel nahm Bezug zu dem Unfall auf dem Ku'damm, bei dem Vera zu Tode gekommen war. Ferner sprach sich eine nicht weiter beschriebene Initiative dafür aus, generelle Geschwindigkeitsbeschränkungen um den Ku'damm und weite Teile von Charlottenburg und Wilmersdorf einzuführen.

Als er eine Stunde später das Lokal verließ, hatte Nieselregen eingesetzt. Er ging über die Kantstraße hinweg, Buchladen links, rechts das Café Einstein, er passierte den Eingang zur Station Savignyplatz, dann durch den Else-Ury-Bogen zur Bleibtreustraße und ging weiter in Richtung Ku'damm. Alles war zugeparkt. Die übergroßen Autos hatten ihre langen Schnauzen bis weit auf den Bürgersteig vorgeschoben. Die Restaurants hatten geöffnet, Leute schlenderten in beide Richtungen. Sie trugen Regenschirme, Jacken und Mäntel. Über die Mommsenstraße hinweg, viele Restaurants, kleine

Geschäfte. Früher war sie eine berühmte und belebte Geschäftsstraße gewesen, heute hatte sie an Bedeutung verloren, da sich der Tourismus in den Ostteil Berlins verlagert hatte. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Ku'damms stand das Audi-Hochhaus mit den vier Ringen auf dem Dach, die den 1932 vollzogenen Zusammenschluss der vier Autobauer Audi, DKW, Horch und Wanderer symbolisierten. Simon blieb an der Kreuzung Ku'damm-Bleibtreu am jetzt geschlossenen Juweliergeschäft 'Bucherer 1888, Lucerne' stehen. In der Auslage lagen Uhren und Schmuck in der Preisklasse ab fünftausend Euro. Hier hatte Vera mit Sofia an dem verhängnisvollen Abend gestanden.

Der Ku'damm war menschenleer. Auf dem Weg zur Unfallstelle an der Kreuzung zur Bleibtreustraße erfasste ihn eine große Beklemmung. Mit jedem Schritt lebte die Erinnerung auf und damit wuchs auch sein Schuldgefühl. Von seinem Berlin-Besuch hatte er Erlösung erhofft, doch nun spürte er, wie mit jeder Minute das Gewicht auf seiner Brust schwerer wurde. Unter der wetterfesten Jacke war sein Hemd nass vom Schweiß, vom Hasten, von der Panik. Beim Näherkommen erkannte er die Unfallstelle sofort. Überraschenderweise lagen an dieser Stelle auf dem Trottoir nahe am Randstein Kerzen, einzelne Blumen und Blumensträuße. Sie waren meist verwelkt, einige sahen aus als wären sie erst neulich abgelegt worden. Simon war gerührt, hatten doch Menschen an Veras Tod gedacht. Morgen würde er einen großen Blumenstrauß kaufen und hier ablegen.

Dann überquerte er den Ku'damm und folgte ihm in östlicher Richtung. Auf dem breiten Gehweg der Einkaufs- und Flaniermeile waren nur wenige Passanten unterwegs. Er kam

an den Geschäften von internationalen Modemarken vorbei: Giorgio Armani, Hugo Boss, Burberry, Dior, Chopard, Hermès, Rolex, BVLGARI Händler für italienischen Designerschmuck, exklusive Uhren, Accessoires sowie Parfums für Damen und Herren.

Simon ging über die Kreuzung, den Ku'damm entlang in Richtung Gedächtniskirche, dann auf der anderen Seite zurück. Er hoffte, hier Auto-Poser zu finden. Von seinen nächtlichen Recherchen im Internet wusste er, dass Lamborghini-, Ferrari- und Porsche-Fahrer ihre Luxuskarossen mit aufheulendem Motor und riskanten Spurts auf dem Kurfürstendamm präsentierten. Umsonst. Auf der Straße herrschte nur normaler Verkehr und Simon konnte keine auffälligen Fahrzeuge entdecken. Wahrscheinlich war das Wetter zu kalt und stürmisch, weshalb den Autoposer das notwendige Publikum fehlte.

Bei seinen Gängen durch Wilmersdorf und Umgebung fühlte er sich vom unablässigen Lärmen und Tosen des Verkehrs umgeben. Es gab kein Entrinnen. Die ganze Stadt war voll mit Autos, entlang der Straßen, beidseitig, auch auf dem Mittelstreifen, auf den Parkplätzen. Die Kisten auf Rädern quollen aus allen Richtungen, kamen aus Einfahrten, Tiefgaragen und Parkhäusern. Ergebnis eines kollektiven Beweungsirrsinns. Es begann zu dunkeln und leichter Nieselregen setzte ein. Auf seiner ziellosen Wanderung fühlte er sich einsamer denn je. Dunkelheit und Nebel mischten sich und lagen schwer auf der Stadt. Die Straßenlampen zeichneten glitzernde Punkte auf den nassen Asphalt. Sein Blick reichte nur bis zur nächsten Ampel und zu den farbigen Lichtreklamen an der Häuserfront. Darüber begann der schwarze

Nachthimmel. Autos rollten über das klatschnasse Kopfsteinpflaster und gaben ein lautes zischendes Geräusch ab. Als die Ampel auf Rot wechselte, leuchtete kurz darauf ein gelbes Bremslicht auf und gab der Straße einen zweiten roten Farbton. Beängstigend fremdartig und monströs wirkten Gebäude und Straßen. Er irrte durch die Stadt, die sich in alle Richtungen grenzenlos ausdehnte. Als er nach einiger Zeit bemerkte, dass er jegliche Orientierung verloren hatte, begann er schneller zu gehen. Vergeblich suchte er nach Orientierungspunkten in der städtischen Architektur. Taxis waren nicht in Sicht. Er war erschöpft, seine Füße schmerzten und langsam stieg Panik in ihm hoch. Dann endlich tauchte völlig überraschend am Ende einer langen Straßenschlucht die Silhouette der Gedächtniskirche auf. Erleichtert ging er in einem gemächlicheren Tempo weiter. Endlich erreichte er sein Hotel und tippte am Eingang den Code in den Türschließmechanismus. Es funktionierte. Im Zimmer ließ er sich aufs Bett fallen.

Obwohl er ahnte, dass die Chance, auf diese Weise den Unfallfahrer zu entdecken, gering war, suchte er in den folgenden Tagen den Ku'damm und die Seitenstreifen nach Sportwagen ab. Die Zeugenaussagen waren in dieser Hinsicht nicht präzise gewesen, vielleicht ein BMW-Sportwagen, vielleicht ein Z3, oder ein Sportwagen eines englischen Herstellers. In den Parkbuchten des Ku'damms gab es einige Protzautos, aber er konnte keinen Sportwagen mit einer blauen oder dunklen Lackierung entdecken.

Nachdem er die nähere Umgebung des Ku'damms zu Fuß durchforstet hatte, dehnte er die Suche mit dem eigenen Auto aus. Anfänglich fuhr er in der Hoffnung auf einen Zufallstreffler einfach langsam die Straßen ab. Später forschte er auch im wöchentlich erscheinenden Stadtmagazin Zitty ganz systematisch nach Diskotheken und Kneipen, von denen er vermutete, dass sie von Tuning-Freaks besucht wurden. Er begann die Parkplätze solcher Lokalitäten in Charlottenburg und Wilmersdorf nach Sportwagen abzusuchen, die von ihrem Aussehen seinen eigenen Beobachtungen und dem der Augenzeugen entsprachen.

Am fünften Abend war er wieder zu Fuß unterwegs und hatte bei seinem nächtlichen Streifzug bereits zu Fuß einige Kilometer zurückgelegt. Die Nacht war warm und wolkenlos. Irgendwann verlor er völlig die Orientierung. In einem Zustand wachsender Erschöpfung wanderte er weiter durch die Straßen. Ab und zu meinte er ihm bekannte Plätze und Kreuzungen wieder erkennen zu können. Sein Mund war ausgetrocknet, das Hemd klebte ihm am Oberkörper und die Füße taten ihm weh. Da bemerkte er in einiger Entfernung in einer Seitenstraße schwarz gekleidete Gestalten, die sich an den dort geparkten Wagen zu schaffen machten. Neugierig versteckte er sich hinter einem Gebüsch und beobachtete das Geschehen. Plötzlich leuchtete zwischen den Wagen eine kleine Flamme auf. Nach wenigen Sekunden erlosch sie wieder. Eng an der Hauswand entlang schlich er sich näher heran. Aus der Karosserie eines weißen Luxusautos zündelten Flammen. Als er vorsichtig sein Versteck verließ und näher an den Schauplatz heranrückte, sah er im rechten vorderen Radkasten des Wagens einen sich

ausbreitenden Brandherd. Wahrscheinlich war er bemerkt worden, denn in diesem Moment sah er mehrere Gestalten weghuschen. Er rief laut „Halt“. Sie flüchteten über die hüfthohe Mauer des Parks und waren verschwunden. Etwa zwanzig Meter vom brennenden Fahrzeug entfernt saß in der Dunkelheit eine zusammengekauerte Person auf dem Pflaster. Er lief zu ihr hin. Beim Näherkommen erkannte er eine Frau in Jeans und Anorak wimmernd am Boden sitzen.

Simon fragte: „Was ist passiert? Was machen Sie hier?“

Sie reagierte abweisend mit schmerzverzerrter Stimme: „Ich sitze hier. Das sehen Sie doch.“

Sie schob das linke Hosenbein ihrer Jeans auf und rieb den Knöchel. Dann blickte sie kurz zu ihm hoch und bemerkte gelassen: „Ich vermute, dass Sie die Situation missverstehen.“

„Warum? Ich sehe, dass dort an der Straße ein Auto brennt. Und ich sehe, dass sie dabei waren.“

„Mann, das tut scheiß weh. Wollen Sie mir denn nicht helfen?“

Simon schaute ratlos auf sie runter.

„Wenn sie nicht gekommen wären, hätte ich mir den Fuß auch nicht verstaucht“, zischte sie ihn mit gedämpfter Stimme an. „Was machen Sie hier überhaupt?“

Simon schwieg für einen Moment verduzt. Dann sagte er: „Gleich wird die Polizei kommen. Ich weiß nicht, ob ihnen das Recht ist.“

„So schnell ist die Berliner Polizei nicht. Jetzt helfen Sie mir schon hoch.“

Simon reichte ihr seine Hand. Sie griff zu und er zog sie hoch. In der Ferne hörte man eine Polizei-Sirene. Sie stützte

sich auf seinen Arm und unter leisem Stöhnen humpelte sie vorwärts.

Sie flüsterte: „Gleich hier um die Ecke steht mein Auto. Können Sie mich bis dahin bringen? Bitte.“

Langsam gingen sie los und bogen auf ihre Anweisungen hin an der nächsten Ecke links in eine Querstraße ein. Im Schatten der Häuserfassade tasteten sie sich auf dem unebenen Pflaster den leicht abschüssigen Gehweg entlang. Man hörte das näherkommende Tatütata des Polizeiwagens. Endlich sagte sie: „Wir sind da.“ Im schwachen Licht der Straßenlaterne stand ein mindestens zwanzig Jahre alter Toyota-Kleinwagen von schmutzig-weißer Farbe mit Rostflecken. Sie kramte einen Schlüsselbund aus ihrer Jackentasche und schloss das Auto auf. Mit einem unterdrückten Stöhnen hob sie ihren verletzten Fuß über die Schwelle in den Wagen.

„Kommen Sie, setzen Sie sich rein. Sie dürfen mitfahren und außerdem lade ich Sie zu einem Bier ein. Es gibt hier ganz in der Nähe eine Kneipe, die hat um die Zeit noch auf. Dann erzähle ich Ihnen die ganze Geschichte.“

Als Simon unschlüssig stehen blieb, wurde ihr Ton energisch: „Kommen Sie, kommen Sie, steigen Sie ein.“

Simon ging um den Wagen und versuchte die Beifahrertür zu öffnen. Sie klemmte. Erst nach einem kräftigen Ruck sprang sie quietschend auf. Simon stieg ein. Für eine Sekunde ging die Innenbeleuchtung an und Simon konnte einen Blick auf seine Begleiterin werfen.

Sie war groß, mollig, aber muskulös. Ausgeprägte Gesichtszüge, eine attraktive Frau. Um die vierzig Jahre alt. Jacke, Jeans, weiße Jogging-Schuhe. Sie war jünger als er, wirkte kräftig und entschlossen, Kurzhaarfrisur mit dunklen

Locken. Sie drehte den Zündschlüssel und der Wagen sprang mit Verzögerung an. Dann stoppte der Motor wieder.

„Au, ich glaube, ich kann nicht fahren. Es tut zu weh. Könnten Sie übernehmen?“

Simon stieg aus während sie sich ächzend auf den Beifahrersitz schob. Er startete den Wagen, legte den ersten Gang ein und bugsierte ihn aus der Parklücke. Seine Begleiterin wies ihn an, der Straße weiter zu folgen.

„Es ist nicht so, wie Sie vielleicht denken. Ich bin Journalistin, freiberuflich, immer interessanten Geschichten auf der Spur. Autoabfackeln ist zurzeit in Berlin ein sehr aktuelles Thema.“

„Ach, Sie zünden gar keine Autos an?“

Erstaunt wandte er sich ihr zu.

Empört antwortete sie: „Sehe ich so aus? Nein, überhaupt nicht. Ich berichte darüber.“

Es blieb eine Zeit ruhig im Wagen. Man hörte keine Polizeisirenen mehr.

„Übrigens, ich bin Elsa.“

„Simon.“

„Freut mich.“ Freudig klang das nicht, nur höflich.

Nur wenige Fahrzeuge waren unterwegs, hin und wieder sah man heimkehrende Nachtschwärmer links und rechts der Straße, oder waren es Schichtarbeiter auf dem Weg zu ihren Arbeitsstellen. An einer menschenleeren Kreuzung wies Elsa Simon an, scharf rechts abzubiegen.

Er fragte: „Wohin fahren wir denn?“

„Es gibt hier in der Nähe eine ruhige Kneipe. Ich würde Ihnen gerne ein Bier ausgeben. Schließlich haben Sie mich aus

einer misslichen Lage befreit. Wer wird in einer solchen Situation gerne von der Polizei befragt?“

Sie lachte.

„Wollen Sie sich das mit dem verletzten Fuß wirklich antun?“

Elsa schien nachzudenken.

„Nein, ich meine – ja. Sie haben recht. Auch wird der Schmerz schlimmer. Könnten Sie mich nach Hause bringen? Sie müssten mir allerdings helfen; ich muss in den zweiten Stock hoch.“

Simon folgte ihrer Anweisung, weiter geradeaus zu fahren. Um diese Zeit waren die Straßen frei und sie kamen gut voran. Bald passierten sie die Hasenheide, einen großen Park in Neukölln, und kurz darauf tauchte das blau beleuchtete Schild der U-Bahn Hermannplatz vor ihnen auf. Während der Fahrt schwieg Elsa, gab nur ab und zu ein gequältes Stöhnen von sich. Dann das knappe Kommando:

„Hier rechts abbiegen.“

Simon bog ab. Vor ihnen lag eine mit Bäumen bestandene Wohnstraße, an deren Ende im Licht der Straßenlampe eine Grünanlage zu sehen war. Beim vorletzten Wohnhaus auf der linken Seite bat sie Simon anzuhalten. Beim Aussteigen klagte Elsa über starke Schmerzen im Knöchel. Mit mühsamer gemeinsamer Anstrengung schafften sie die wenigen Meter über die Straße bis zur Haustür, die sie aufschloss. Sie stützte sich auf seiner Schulter ab und gemeinsam stiegen sie langsam die knarrenden Holzstufen in die zweite Etage hoch. Elsa schloss die Wohnungstür auf und sagte mit schmerzverzerrtem Gesicht: „Das Beste ist wohl, ich lege mich hin. Wenn es morgen nicht besser ist, gehe ich zum Arzt.“

„Machen Sie das. Ich wünsche Ihnen gute Besserung“, sagte Simon und drehte sich zum Gehen.

„Und noch etwas“, fügte Simon hinzu. „Ich bin an Ihren Artikeln interessiert. In Berlin scheint ja einiges zu passieren. Autos anzünden ist nicht mein Ding, aber den Gedanken hatte ich auch schon mal.“

Sie schaute ihn verwundert an.

„Da gibt es verrückte Geschichten zu erzählen. Kann ich gerne machen. Ich rufe Sie an.“ Jetzt grinste sie.

„Ja, und sagen Sie mir bitte Bescheid, wie es Ihnen geht. Hier ist meine Karte.“

Er holte aus der Gesäßtasche seine Geldbörse, entnahm ihr seine Visitenkarte und reichte sie ihr.

Der Weg zur verlassen daliegenden U-Bahn-Station Hermannplatz war nicht weit. Am Taxistand nahm er den einzigen Wagen und ließ sich von dem mürrischen Fahrer zum Hotel zurückbringen.

Nach dem Aufwachen stellte Simon mit einem Blick auf sein Handy fest, dass es bereits Freitag war und er somit bereits eine Woche in Berlin verbracht hatte. Zwar hatte er in den Tagen viel erlebt, aber seinem Ziel, den Unfallverursacher zu finden und seiner gerechten Strafe zuzuführen, war er keinen Schritt nähergekommen. Als Simon um halb acht den Frühstücksraum betrat, waren nur wenige Gäste da. Nachdem er sich am Frühstücksbuffet mit Orangensaft, Brötchen, Croissants, Kaffee und Käse eingedeckt hatte, ging er zur Säule am Eingang, wo die Zeitungen aushingen, und wollte sich dort

wie üblich den 'Tagesanzeiger' vom Haken nehmen. Doch da war offenbar ein anderer Gast schneller gewesen. Ersatzweise griff er zur 'Berliner Zeitung'. Schon auf der Titelseite stieß er auf die Überschrift in großen Buchstaben 'War es Brandstiftung? Luxuskarre in Wilmersdorf abgebrannt.' Die Meldung darunter begann mit 'In der Nacht zu Mittwoch in Wilmersdorf, Zilonka-Straße ein Porsche Cayenne S (Neupreis: Mindestens 91.800 Euro) niedergebrannt. Die Feuerwehr hatte Mühe, die Flammen zu löschen. Das Luxus-SUV ist nun schrottreif. Gegen 1.20 Uhr meldeten Anwohner einen lauten Knall. Kurze Zeit später stiegen meterhohe Flammen in den Nachthimmel, der Porsche brannte lichterloh. Erst eine dicke Schaumschicht löschte das Feuer. Personen wurden bei dem Vorfall nicht verletzt. Die Ursache für den Brand ist bisher noch unklar. Die Ermittlungen der Polizei dauern an.'

Ja, dachte Simon, das betraf den gestrigen Vorfall, als er bei seiner nächtlichen Tour auf Elsa gestoßen war. Als er sich gerade eine zweite Tasse Kaffee einschenkte, brummte das Smartphone in der Brusttasche. Er warf einen Blick auf das Display. 'Unbekannte Nummer'. Er nahm ab und sofort erkannte ihre Stimme.

Elsa fragte: „Haben Sie den Artikel zum Autobrand gelesen?“

„Ja, habe ich. Gerade, zufällig. Haben Sie den Artikel geschrieben?“

Elsa ignorierte die Frage.

„Haben Sie heute Abend schon was vor?“

„Nein, keine Pläne“, erwiderte Simon.

„Wo wohnen Sie?“

„In einem Hotel in der Kantstraße.“

„Ich wollte mich bei Ihnen bedanken und Sie zum Abendessen einladen.“

„Kommt etwas überraschend. Aber gerne.“

„In der Knesebeck Straße gibt es das Atitlan-Restaurant. Ich reserviere für 19 Uhr und treffe Sie dort. Von Ihrem Hotel aus können Sie es bequem zu Fuß erreichen.“

„Ich werde es finden. Danke für die Einladung.“

Zehn Minuten vor sieben Uhr erreichte Simon das guatemaltekische Restaurant Atitlan in der Knesebeck Straße. Er warf einen Blick durchs Fenster, konnte aber nur einen kleinen Teil des Raums einsehen und Elsa nicht entdecken. Zum Warten wanderte er den Gehweg auf und ab. Kurze Zeit später sah er sie auf dem Kopfsteinpflaster auf ihn zuhumpeln. Ihr linker Fuß war verbunden und sie trug ausgelatschte Jogging-Schuhe, die zu ihrem eleganten, eng geschnittenen Kleid und der Handtasche nicht recht passten. Sie begrüßten sich und gingen in das Lokal, in dem es nach Gewürzen, Kräutern und schwarzen Bohnen duftete. Gedämpftes Licht und eine anheimelnde Atmosphäre umfing sie, in der sich Simon sofort wohlfühlte. Der Chef des Hauses kam auf sie zu und begrüßte sie mit Handschlag: „Hallo Elsa, ich habe einen schönen Tisch für euch reserviert.“ Er führte sie zu einem Tisch in einer Ecke am Fenster. Beide setzten sich auf die rustikalen, weich gepolsterten Holzstühle. Elsa erläuterte ihm die in Deutsch und Spanisch aufgeführten Gerichte der Speisekarte. Auf ihre Empfehlung hin wählte er gegrillten

Fisch, dazu schwarzes Bohnenmus, Chilisaucе und Mais-Tortillas nach einem Original indianischen Rezept.

„Wie versprochen, sind Sie natürlich eingeladen“, sagte Elsa.

Simon wehrte ab, aber Elsa bestand darauf. Schließlich einigten sie sich, dass er die Getränkerechnung übernehmen sollte. Er bestellte eine Flasche trockenen Riesling von der Mosel.

„Riesling passt bestimmt zum Fisch, vermute ich“, sagte Simon etwas unsicher. „Wie geht's Ihrem Fuß?“

„Viel besser. Er ist nicht gebrochen und es war kein Gips notwendig. Aber ich muss den festen Verband tragen, sagt der Arzt.“

Sie hob sie ihren Fuß hoch bis auf Tischhöhe. Simon blickte zuerst auf den Verband, dann glitt sein Blick an ihrem Bein hoch, das bis weit über dem Knie entblößt war. Das ältere Ehepaar am Nachbartisch schaute verwundert, drehte sich schnell dezent weg.

Simon fragte: „Gibt es Neuigkeiten zum Thema 'Luxuskarre in Wilmersdorf abgebrannt'?“

„Meines Wissens nicht. Bisher kein Hinweis auf die Täter. Die Polizei ist in solchen Fällen hilflos. Keine Spuren, keine Fingerabdrücke, keine Zeugen. Und ich darf auch nichts wissen – Informantenschutz.“

„Also, das ist schon ein Ding.“ Mehr fiel ihm dazu nicht ein. Die ganze Sache war ihm nicht geheuer. Er wechselte das Thema.

„Nun, erzählen Sie mal, was Sie eigentlich beruflich machen“, fragte Simon.

Sie schaute ihn nachdenklich an, schien sich einen Ruck zu geben und sagte: „Ich bin so etwas wie eine freiberuflich tätige Journalistin und unter anderem spezialisiert auf militante Aktionen, sowohl von linker als auch von rechter Seite. Für meine Artikel bin ich bekannt, zumindest in Berlin.“

„Interessant. Um welche Art von Aktionen geht es denn da?“, fragte Simon.

„Um alles Mögliche. Legale, illegale Dinge und Grauzone. Hausbesetzungen, Graffiti, Aktionen gegen Tierhaltung, Autos, Luxuskonsum, etc. Als Journalistin wird man mit solchen Themen nicht reich, man hat jedoch ein interessantes Leben. Ich mache auch Features fürs Radio.“

„Geht es immer um das Anzünden von Autos?“, fragte Simon.

„Nein, nein, überhaupt nicht“, wehrte Elsa ab. „Vor ein paar Jahren habe ich eine mehrteilige Serie zu den Graffiti-Sprayern gemacht, die damals großes Aufsehen erregt hat, bis hoch zum Regierenden Bürgermeister. Großes Thema in Berlin. Allein im letzten Jahr gab es über dreitausend Fälle von solchen Schmierereien. Die Senatsverwaltung lässt sie immer wieder entfernen, zu enormen Kosten.“

Simon bemerkte: „Graffiti scheint es ja überall zu geben, doch hier in Berlin sind sie wohl ein besonderes Problem.“

„Das ist so“, bestätigte Elsa. „Die Sprayer schlagen meist in der Nacht zu. Diese Angriffe auf die Fassaden der Stadt nennen sie 'Bombing'. Dafür klettern sie auf Hausdächer und Baugerüste, seilen sich an Wänden ab und lauern manchmal stundenlang in der Dunkelheit vor abgestellten U- und S-Bahn-Wagen.“

„Viel Aufwand und Risiko. Warum macht jemand so etwas?“

Elsa fühlte sich in dem Thema zu Hause. Sie erwiderte: „Zu der Frage haben Psychologen verschiedene Erklärungen geliefert, die mich aber nicht überzeugen.“

„Haben Sie denn eine Erklärung?“

„Warum sie das machen? Das habe ich in meinem Feature behandelt. Sie verstehen sich als Künstler, zumindest einige. Sie verstehen ihr Tun als einen kreativen Akt, faktisch ist es die Freude an der Destruktivität. Mir scheint, dass sie ihre Motivation selbst nicht verstehen. Auffallend ist, dass es sich bei den Sprayern fast durchweg um junge Männer handelt, zwischen 15 und 25 Jahren. Frauen gibt es in der Szene kaum. Vermutlich handelt es sich bei den Jungs um eine pubertär adoleszente Zerstörungswut. Fast alle Autoanzünder sind im ähnlichen Alter, und männlich.“

Simon betrachtete sie im gedämpften Licht der Tischlampe. Ihr Gesicht war hübsch und er hörte ihr gerne zu.

„Das Gemeinsame beider Gruppen ist das Folgende: Die Jungs haben von ihren Aktionen eigentlich keinen Vorteil.“

Die ältere rundliche Kellnerin mit indianischen Gesichtszügen servierte das Essen auf Tellern im Terracotta-Stil. Es duftete intensiv nach gebratenem Fisch und nach einem unbekanntem Gewürz.

Simon sagte: „Das sieht ja fantastisch aus. Berlin hat doch einiges zu bieten.“

Er probierte vom Fisch, dann von den Beilagen.

„Sehr gut“, bemerkte er anerkennend. „Ausgezeichnet. Diese Art von Bohnen kenne ich nicht.“

Elsa zerteilte vorsichtig den knusprigen Fisch und nahm ein Stück auf die Gabel. Das Innere war schneeweiß und dampfte leicht. Simon tat es ihr nach. Der Fisch war herrlich zart und mit einem würzigen Geschmack. Sie kehrten zu ihrem Gespräch zurück.

Elsa fuhr fort: „Ich habe da ein anderes Thema, zu dem ich zurzeit recherchiere. Dabei haben Sie mich ja ertappt.“

„Ich dachte, sie wären Mitglied der Bande gewesen.“

Elsa winkte mit der Hand energisch ab.

„Natürlich nicht. Aber für einen guten Bericht muss man manchmal dicht an das Geschehen.“

Eine Klingelmelodie ertönte. Elsa griff in ihre Handtasche, die an ihrer Stuhllehne hing, und las die Nachricht. „Nicht wichtig“, sagte sie und wandte sich wieder Simon zu.

„Es geht mir um die Frage, was Menschen dazu motiviert, Autos anzuzünden“, sagte Elsa. „Denn das Merkwürdige dabei ist, dass die Sache für den Täter keinen persönlichen Vorteil oder Gewinn hat. Nur Kosten und Risiko. Warum macht jemand so etwas?“

Simon wollte gerne etwas Kluges dazu sagen, jedoch fiel ihm nichts ein. So schwieg er. Elsa wartete und fuhr dann fort: „Seit etwa einem halben Jahr häufen sich diese Vorfälle. Kleinere Veröffentlichungen habe ich zu dem Thema schon gemacht. Die Zünder haben eine Technik, die einfach und genial ist: Grillanzünder aus dem Baumarkt auf den Autoreifen legen, anzünden, weglaufen, fünf Minuten später brennt der Reifen, nach fünfzehn Minuten ist das Auto ein Wrack.“

Sie schwiegen und wandten sich ihrem Essen zu. Dann nahm Elsa das Weinglas hoch und leerte es genussvoll. Simon schenkte beide Gläser wieder voll. Plötzlich schaute Elsa

überrascht auf. Eine Frau im Lederrock und einer fein gemusterten Bluse im Ethno-Stil kam auf ihren Tisch zu, begrüßte Elsa mit einer vertraulichen Berührung an der Schulter und nickte dann Simon freundlich zu. Die beiden redeten kurz etwas miteinander.

„Das war eine frühere Kollegin von mir“, erklärte Elsa. „Wir machen manchmal noch gemeinsame Sachen.“

Elsa nahm einen Schluck aus ihrem Glas.

Simon nahm das Thema wieder auf: „Wir haben über 45 Millionen Pkws in Deutschland. Die kann man doch nicht alle abfackeln. Wo ist der Sinn des Ganzen?“

„Es gibt solche, die einfach Spaß am Zündeln haben. Brandstiftung aus Freude am Feuer, Destruktion. Doch es gibt auch welche, die es aus politischen Motiven tun. Ob Sie es glauben oder nicht, sie wollen etwas Gutes damit bezwecken. Die jungen Leute und ihr Engagement, so ein bisschen verstehe ich das schon. Ich war früher auch so. Für sie ist das wichtig, die Ökologie, die Gerechtigkeit, der verschwenderische Wahnsinn.“

Simon schüttelte den Kopf, verneinend und zugleich ungläubig.

Elsa erklärte: „So wie ich die Gruppe verstehe, mit einigen konnte ich sprechen, geht es ihnen um eine bessere Welt. Eine Welt, auf der es für die kommenden Generationen noch lebenswert ist.“

„Doch wenn jemand eine bessere Welt will, wie soll da Brandstiftung helfen?“, wandte Simon ein. „Das verstehe ich nicht. Das ist doch einfach nur kriminell. Gibt es da so etwas wie eine Gruppe mit klarer Struktur?“

„Undurchsichtig. Das weiß ich nicht, ob es nur eine oder mehrere Gruppen sind. Ich weiß nur von einer Gruppe, die sich 'Öko-Rebellen' nennen.“

„Schöne Freunde. Ich hoffe, sie verschonen Ihr kleines Auto.“

Elsa lachte: „Keine Gefahr. Ihre Zielobjekte sind meist teure Wagen, SUVs und PS-starke Sportwagen.“

Simon schien nachzudenken. Sie schwiegen einen Augenblick. Als die Bedienung vorbeikam, bestellte er eine weitere Flasche Mosel.

„Wie sind Sie denn an die Autozündler gekommen?“, fragte Simon. „Die stehen ja sicher nicht im Telefonbuch.“

„Der Kontakt ging über einen Bekannten, der jemanden aus dem Umfeld kennt. Mein Bekannter arbeitet in einer Stadtteil-Initiative in Neukölln. Sie kämpfen gegen die steigenden Mietpreise, gegen die Gentrifizierung des Viertels, gegen die Belastung durch den Autoverkehr und Ähnliches. Als Journalistin darf ich meinen Informanten nicht verraten, für mich immer eine Gratwanderung. Wohlgemerkt: Mein Bekannter zündet keine Autos an.“

Simon fragte: „Was sind das denn für Leute, die Autos anzünden?“

„Das ist undurchsichtig. Manche gehen ganz normalen Berufen nach. Andere wohnen in besetzten Häusern und agieren von dort aus. Logischerweise gibt es dazu keine statistischen Zahlen. Hausbesetzungen, Aktionen gegen Tierversuche, Experimente mit ökologischer Landwirtschaft. Es gibt Ökoprojekte in der Berliner Umgebung und in Mecklenburg-Vorpommern, zu denen Berliner Aktivisten Kontakte haben.“

Alles ziemlich geheimnisvoll. Eine Mitgliederliste gibt es nicht.“

„Also ziemliche Spinner“, meinte Simon.

„Wie schon gesagt: Ein Stück weit verstehe ich die Leute schon, angesichts des Zustands unserer Erde.“

Simon nahm die Flasche aus dem Weinkühler und goss beiden nach.

Elsa hob die Hand und sagte: „Doch lassen Sie uns von etwas anderem reden. Zum Beispiel über Sie. Sie sind kein Berliner, das höre ich an Ihrer Sprache.“

„Stimmt, ich komme aus Bonn.“

„Das habe ich schon auf Ihrer Visitenkarte gesehen. Was machen Sie eigentlich beruflich?“

„Ich arbeite mit Computern und Software. Es geht um die Entwicklung von Navigationssystemen für Autos. Sie haben das bestimmt schon gehört: GPS, das Global Positioning System, mit dem man mit Satelliten die Position von Objekten auf der Erde bestimmen kann. Momentan habe ich aber Urlaub.“

„Das klingt mir zu viel nach Technik“, sagte Elsa. „Mein altes Auto haben sie ja gesehen. Es hat kein Navi, braucht auch keins. Es findet den Weg auch so, zumindest in Berlin.“ Sie lachte.

„Glaube ich gerne. Sind Sie denn Berlinerin?“

„Ja, ich bin hier geboren, eine waschechte Berlinerin, gibt es nur noch selten. Aber Bonn gefällt mir auch gut. Ich bin manchmal dort, für Recherchen und Aufträge.“

„Dann müssen Sie mich mal besuchen kommen. Dann zeige ich Ihnen das beschauliche Bonn.“

„Mal sehen“, sagte sie und lächelte.

Unvermittelt fragte Elsa und schaute ihn direkt an: „Wenn es Ihnen recht ist – wollen wir uns nicht duzen? Wir sind in Berlin – da sind wir nicht so förmlich.“

Simon etwas überrascht: „O.K., einverstanden, Elsa. Rheinländer sind übrigens auch nicht steif.“

Beide hoben ihre bauchigen Weingläser, schauten sich für einen Augenblick in die Augen, nickten sich zu und stießen ihre Gläser an.

Elsa lächelte ihn an: „So kann man sich besser unterhalten, Simon.“

Sie beugte sich über den Tisch zu ihm. „Jetzt erzähl' einmal, was ein Bonner nachts um eins an einem Berliner Friedhof zu suchen hat. Hattest du dich verlaufen?“

Jetzt erzählte Simon die Sache mit dem Unfall, dem Tod von Vera, seiner Schwierigkeit im Leben wieder Tritt zu fassen und seinem Plan zwei Wochen Urlaub in Berlin zu machen, um den Todesfahrer zu finden.

„Ich habe von dem Raserunfall gehört“, sagte sie. „Das ging tagelang durch die Presse. Das muss schrecklich für dich gewesen sein. Es tut mir leid, für deine Frau, für dich.“

Sie griff über den Tisch und berührte für einen Augenblick tröstend seinen Arm. Simon spürte ihre zarten Finger durch den Hemdstoff.

„Ich suche diesen Raser. Ich will, dass er gefasst wird. Er soll auf Jahre hinaus im Gefängnis verschwinden und aus dem Verkehr gezogen werden. Am besten für immer. Deshalb bin ich hier in Berlin.“

Elsa schüttelte ungläubig den Kopf: „Ist das dein Ernst? Die Polizei hat ihn nicht gefunden, nun willst du ihn finden, allein, unter drei Millionen Menschen?“

„Man darf doch so einen Spinner nicht ungestraft davonkommen lassen“, brach es ungestüm aus ihm hervor. „Das kann man doch nicht zulassen.“

Elsa leerte ihr Glas, Simon goss beide Gläser nach und nahm einen Schluck.

„Simon, du hattest gesagt, dass du auch schon daran gedacht hattest, Autos anzuzünden.“

Simon schaute verständnislos: „Habe ich das gesagt? Damit habe ich höchstens solche Raser-Autos gemeint, mit denen jugendliche Spinner andere Menschen gefährden oder zu Tode bringen. Natürlich werde ich keine Autos anzünden.“

Simon machte eine Denkpause, dann fuhr er fort: „Das war einfach so dahingesagt. Es ist nur eine Fantasie, eine Wutfantasie. Nimm das nicht so ernst.“

„Dann bin ich ja beruhigt“, bemerkte Elsa.

„Allerdings spüre ich in letzter Zeit – ich weiß nicht, wie ich sagen soll – Ärger, Hass oder Überdruß gegen Autos“, erläuterte Simon. „Es ist nicht nur Abneigung gegenüber Autos allein, sondern auch gegenüber Technik und ihrer Verherrlichung. Klar, es hat mit dem Tod von Vera zu tun. Seit dem Unfall stellt sich für mich vieles anders dar. Die Gewissheit ist dahin. Was ist wichtig, was ist unwichtig? Da hat sich etwas bei mir verschoben. Wie begrenzt die Sicht auf das Leben üblicherweise ist! Autos, noch größere Autos, noch größere Häuser, noch mehr Geld. Immer mehr und mehr und mehr. Doch wozu? Wie lächerlich das ist.“

Die zweite Flasche Moselriesling war bis auf eine Damenbreite leer.

Elsa blickte auf den kleinen Bodenrest und sagte mit einem Zwinkern: „Glücklicherweise bin ich mit der S-Bahn unterwegs.“

Trotz der schweren Themen waren beide in guter Stimmung. Besonders Simon fühlte sich zum ersten Mal seit langer Zeit gelöst und heiter.

Gegen zehn drängte Elsa zum Aufbruch. „Du, ich habe morgen einen frühen Termin. Früh heißt bei mir elf Uhr.“

„Schade. Bleib doch noch ein bisschen. Ich gebe noch einen Cognac aus.“

„Nun gut, ein kleiner Cognac. Aber dann muss ich los, ich möchte keinen Kater haben, ich brauche meinen Schlaf.“

„Natürlich. Wir gehen. Ich begleite dich zur Bahn.“

Zwei Schwenkgläser wurden gebracht. Sie prosteten sich zu. Elsa nahm einen kräftigen Schluck und verzog das Gesicht. Sie schüttelte sich und lachte dann.

Die Kellnerin kam an ihren Tisch und fragte: „Noch einen Wunsch?“ Beide lehnten ab.

Sie bezahlten die Rechnung und verließen das Lokal. Jetzt Ende Juni war es um diese Zeit noch nicht dunkel. Leicht beschwipst schwankten sie den Gehweg entlang in Richtung S-Bahn-Station Savignyplatz.

„Elsa, könntest du mir helfen? Ich weiß nicht weiter. Hast du eine Idee, wie ich den Todesfahrer finden könnte?“

„Einfach ist das nicht. Immerhin ist Berlin eine Millionenmetropole. Helfen würde ich dir gerne, ich weiß nur nicht wie.“

„Ich muss diesen Todesfahrer finden“, stieß Simon aus. „Sonst finde ich keine Ruhe.“

„Wenn ich mich recht erinnere, war in der Zeitung von einem zweiseitigen Sportwagen die Rede.“

„Das stimmt, vielleicht ein BMW-Sportwagen oder ein flacher Sportwagen eines englischen Herstellers. Die Zeugen-aussagen waren in dieser Hinsicht nicht sehr präzise“, bestätigte Simon. „Wissen denn die Aktivisten, mit denen du geredet hast, wo sich die Raser treffen?“

„Das kann ich versuchen“, sagte Elsa. „Ich müsste ein paar Leute kontaktieren. Ich werde dir Bescheid geben.“

Sie gingen gemeinsam bis zur Station Savignyplatz. Es ging auf Mitternacht zu, es war noch schwülwarm. Die wenigen Restaurants entlang der Straße, die noch geöffnet hatten, waren nur spärlich besetzt. Sie verabschiedeten sich mit einer scheuen Umarmung. Elsa ging durch den breiten Eingang der Station. Simon schaute ihr nach, bis sie die Treppe betrat, die zum Bahnsteig hochführte. Dann drehte er sich um und ging in die Richtung zu seinem Hotel.

Von seiner anfänglichen Zuversicht, den Todesfahrer bald zu finden, war nicht mehr viel übrig. Trotzdem wollte er nicht aufgeben. Als Simon das Hotel verließ, herrschte draußen strahlender Sonnenschein. Es würde ein heißer Tag werden. Zu Fuß nahm er seine Suche nach dem Sportwagen wieder auf und wanderte den Ku'damm entlang. Einige hochmotorisierte Protzkarossen standen in den Parkbuchten, doch ein Auto, das auch nur annähernd der Beschreibung des Unfallwagens entsprach, konnte er nicht entdecken. Als er gerade am Eingang zur U-Bahn-Station 'Uhlandstraße'

vorbeikam, spürte er das Vibrieren seines Telefons in der Hosentasche. Simon meldete sich mit Namen. Aus dem Hörer kam Elsas Stimme:

„Wo sind Sie? Ich habe Neuigkeiten für Sie.“

„Da bin ich gespannt“, sagte Simon. „Sind wir nun per Du oder per Sie?“

Elsa stammelte: „Entschuldigung, 'Du' natürlich. Entschuldige, lieber Simon. Umgewöhnungsschwierigkeiten.“

Sie lachte verlegen.

Elsa fuhr fort: „Und nun pass auf. Ich komme gerade von einem Treffen mit jemand aus der Autoanzünder-Szene. Ich habe erfahren, wo sich die Raser treffen.“

Simon verblüfft: „Wann denn? Und wo?“

„Es gibt sogenannte Tuner-Treffen. Auto-Freaks präsentieren sich dort gegenseitig ihre Autos. Es könnte sein, dass du dort einen BMW-Sportwagen findest.“

Um besser telefonieren zu können, stellte sich Simon abseits des Fußgängerverkehrs an die Häuserfront. „Interessant, interessant“, sagte er.

„Das Treffen findet nicht jede Woche statt, doch in dieser Woche schon, diesen Freitag. An einer Tankstelle an der B1.“

Simon war vor Überraschung erst einmal sprachlos. Dann rief er: „Sag' mir, wo genau das ist.“

„Ich schicke dir die Angaben mit E-Mail plus einigen informativen Links.“

„Danke, Elsa.“

Am Freitag im Juni in der zweiten Woche seines Berlinaufenthalts konnte Simon endlich aktiv werden. Um 17 Uhr holte er den Audi aus der Tiefgarage des Hotels und stellte am Navi die von Elsa genannte Tankstelle als Zielort ein. Durch die enge Ausfahrt verließ er die Tiefgarage und bog nach rechts auf die Kantstraße ab.

Gegen neunzehn Uhr erreichte er die Jet Tankstelle, auf deren Gelände zahllose Fahrzeuge standen. Langsam fuhr er daran vorbei. Aus Furcht, dass der Audi aufgrund seines biederen Aussehens und des Bonner Kennzeichens auffallen könnte, parkte er in einer benachbarten Wohnanlage und kehrte zu Fuß zur Tankstelle zurück. Zwei Polizisten in einem Polizeiwagen in der typischen weiß-blauen Lackierung auf der gegenüberliegenden Straßenseite beobachteten die Szenerie durch die heruntergelassenen Seitenfenster.

Nach und nach füllte sich der Parkplatz mit aufgemozten Autos, die für die jungen Männer mehr als Fortbewegungsmittel waren. Hochglanzpolierte Leichtmetallräder fielen Simon zuerst auf, dann die exponierten Auspuffrohre. Eine Vielfalt an Fahrzeugen, Baujahren, Lackierungen, Modellen, manche mit nach Außen hin kaum erkennbarem Tuning, andere als martialische Kampfwagen hergerichtet. Simon fiel auf, dass die ankommenden Fahrzeuge vorsichtig und im Schritttempo auf den Platz einfuhren. Dann wurde ihm der Grund klar. Die Fahrwerke der Wagen waren der sportlichen Optik wegen so stark tiefer gelegt, dass Gefahr bestand, auf der Schwelle aufzusetzen. Wenn das Hindernis überwunden war, ließen sie den Motor aufröhren, um kundzutun: Ich bin da und ich bin stark. Dann rollte ein älterer BMW mit ohrenbetäubender Lautstärke auf den Platz. Alle Umsehenden

schaute sich nach ihm um. Bei seinen Internet-Recherchen hatte Simon gelernt, dass Autofreaks die Auspuffanlage ihrer Dieselautos umrüsteten und mit einem elektronischem Soundbooster versahen. Der Motor dröhnte nun mit dem durchdringenden Sound eines großvolumigen Rennwagens der dreißiger Jahre, was dem Fahrer hinter dem Steuer sichtlich Genuss bereitete.

Die Besucher spazierte in Gruppen durch die Reihen. Auf der Suche nach einem zweisitzigen Sportwagen ging Simon die Fahrzeugreihen entlang. Da standen sie, in Reihe und Glied, Schnauze nach vorne wie hungrige Haifische. Bei einigen war die Motorhaube zur Präsentation des mächtigen Antriebsaggregats aufgestellt. Der Motorenraum makellos sauber, die Karosserie ohne jedes Stäubchen und auf Hochglanz poliert. Sportwagen fand Simon nur wenige. Zweisitzige Sportwagen von der Größe und Form des Unfallfahrzeugs sah er keinen Einzigen.

Um sich mit seinem Äußeren der Tuning-Welt anzupassen, trug er Jeans und T-Shirt. Zur Vervollständigung seines Outfits hatte er sich heute in einem Billig-Textilgeschäft in der Nähe seines Hotels eine Baseball-Kappe gekauft. Die Männer zwischen Anfang zwanzig und Mitte dreißig lehnten an ihren Fahrzeugen. Einer demonstrierte die Helligkeit seiner neuen Scheinwerfer und bekam anerkennende Kommentare, ein anderer ließ den Motor an, um den Sound seiner neuen Auspuffanlage vorzuführen.

Ganz vorne in der Reihe stand ein Porsche Carrera neueren Baujahrs. An der geöffneten Fahrertür lehnte der Besitzer, umringt von mehreren Interessierten, die seinen Ausführungen andächtig lauschten. Daneben ein grell-grün lackierter

Mustang, ein US-amerikanisches Fahrzeug, sehr breit und lang, ein Oldtimer, daneben ein junger Mann, bestimmt nicht viel älter als zwanzig Jahre alt, der stolze Besitzer. Simon war hungrig geworden, seit dem Frühstück hatte er nichts mehr zu sich genommen. Im Verkaufsraum der Tankstelle besorgte er sich ein Käse-Baguette und einen Becher Cola. Kauend wanderte er weiter die Reihe entlang. Ganz hinten in der Reihe sah Simon endlich zwei Sportwagen nebeneinander. Der eine war ein älterer Mercedes-230 SLK Kompressor, der andere ein BMW-Zweisitzer in einem hellroten Metallic-Lack. Das war ein BMW Z3. Zwischen den beiden Wagen stand eine Gruppe, gekleidet in Jeans, T-Shirts und Turnschuhen. Viele trugen Schildkappen in unterschiedlichen Farben, Designs und Logos. Es waren auch zwei junge Frauen dabei, aber das Gespräch, das sich offenbar um Tuning-Techniken für den Mercedes drehte, wurde von den Männern geführt. Er schnappte einzelne Gesprächsfetzen auf:

„Mit dem Auspuff kommst du nie durch den TÜV, nie im Leben. Die messen die Dezibel. Mann, wenn die zu hoch sind, legen die das Fahrzeug sofort still. Also, du musst vorher den Originalauspuff einbauen, unbedingt.“

Simon trat näher an den BMW heran. „Schöner Wagen“, kommentierte er kurz. Sein Interesse wurde freundlich registriert. Man trat höflich einen Schritt zurück, um ihm Platz zu machen. Simon ging auf den jungen Mann an der Fahrertür zu.

„So einen wollte ich schon immer“, sagte er. Ein besserer Gesprächseinstieg fiel ihm nicht ein. „Hat nicht James Bond in einem seiner Filme so einen Wagen gefahren?“

Der junge Mann mit der weißen Baseball Cap mit BMW-Logo wandte sich ihm zu.

„Stimmt. Das ist der Roadster in GoldenEye. Superfilm. 1995, mit Pierce Brosnan als 007.“

„Sehr schönes Fahrzeug. Was bringt der denn an Leistung?“

„Original Vierzylinder-Motor mit 140 PS. Nach dem Motor-Tuning 230 PS, auf dem Messstand gemessen. 220 Kilometer pro Stunde auf der Autobahn, auch gemessen“, antwortete der Befragte stolz.

Simon fragte: „Welches Baujahr?“

„BMW Z 3. 2003, eines der letzten seiner Baureihe.“

Simon rief erstaunt: „Über fünfzehn Jahre alt, wow. Sieht man ihm nicht an. Gut gepflegt. Macht der Auspuff keine Probleme?“

„Nicht wirklich. Das wird erst im nächsten Jahr zum Problem, wenn er zum TÜV muss.“

„Die Auspuffrohre gefallen mir, echt sportlich.“

„Chrom und Edelstahl massiv. Nicht billig.“

Um sich die Rohre genauer anschauen, kniete sich Simon auf den Asphalt und schaute unter den Wagen. Gezielt untersuchte er die Innenseite des Kotflügels, dann die Unterseite des Hecks, die wie die gesamte Karosserie rot lackiert waren. Zwar dämmerte es bereits, aber es war hell genug, um zu sehen, dass ein etwa zwei Zentimeter breiter Streifen anders war. Offenbar hatte man beim Lackieren die Stelle nicht abgedeckt. Simon registrierte: 'Dunkelblau. Wie der Unfallwagen. Volltreffer.' Seine Aufregung stieg, aber er ließ sich nichts anmerken.

„Super Auspuff. Auch der Lack ist noch super, bei dem Alter! Wurde er schon neu lackiert?“

„Der Wagen hatte einen kleinen Blechschaden. Eine Komplettlackierung war eigentlich nicht notwendig, aber ich hatte die alte Farbe sowieso satt.“

Simon konnte seine Aufregung kaum verbergen, seine Stimme klang rau vor Aufregung. Der jugendliche Fahrer, anfangs von dem Interesse an seinem Wagen sichtlich ange-
tan, schien das Gespräch langsam lästig zu finden. Vielleicht war die Begeisterung für den Auspuff übertrieben gewesen. Er beugte Simon misstrauisch von der Seite.

Simon verabschiedete sich und schlenderte weiter. Hinter ihm wurde das Gespräch von vorher wieder aufgenommen. Als er ein Stück gegangen war, notierte er das Kennzeichen 'B SO 1007' hastig in sein Smartphone. Er bebte vor Wut und Aufregung. Er hatte soeben vor dem Mörder seiner Frau gestanden. Ganz sicher war er nicht. Aber er konnte ja nicht zum des Z3 hingehen und fragen: 'Waren Sie es, der meine Frau tot gefahren hat?' Er war zwang sich ruhig zu bleiben. Am liebsten hätte er den jungen Schnösel sofort konfrontiert und geschlagen, erwürgt und erstochen. Um sich zu beruhigen, verließ er das Geschehen auf dem Parkplatz. Da er sich aber nicht entschließen konnte, zurück ins Hotel zu fahren, wanderte er durch die benachbarten Wohngebiete. Als er sich dann doch noch einmal dem Parkplatz mit den Tunern näherte, sah er im Licht der Straßenlampen beide Sportwagen dort stehen. Er hielt sich aber von ihnen fern, um sich nicht verdächtig zu machen.

In der folgenden Nacht konnte Simon kaum schlafen. Um halb acht saß er schon im Frühstücksraum. Da es Samstag war, rechnete er kaum damit, Kommissar Berlinger im Büro zu erreichen. Nach dem Frühstück ging er zurück in sein Zimmer und wartete ungeduldig, bis es endlich neun Uhr wurde. Dann drückte er die Ruftaste des Handys. Nach mehrmaligem Klingeln meldete sich Berlinger persönlich, allerdings ziemlich unwirsch. Simon nannte seinen Namen.

„Guten Tag, Herr Wiegand.“ Berlingers Tonfall wurde höflich und aufmerksam. Unfall mit Todesfolge und Fahrerflucht am Ku’damm war für Berlinger ein Ereignis, das von den üblichen Fällen seines Zuständigkeitsbereichs herausragte.

Simon sagte: „Schön, dass ich Sie gleich erreiche.“

„Ich habe Wochenend-Dienst. Um was geht es denn?“

„Ich glaube, ich habe den Unfallwagen mit dem Fahrer gefunden.“

Von Berlinger kam ein ungläubiger Ausruf. „Ach nee!“

Berlingers Skepsis war deutlich zu hören.

„Ich bin sicher, sagen wir, ziemlich sicher.“

Berlinger fragte ungläubig: „Ja, Herr Wiegand, wie haben Sie ihn denn gefunden?“

Simon meinte Spott in seiner Stimme zu hören.

Er redete hastig: „An der B1. Dort treffen sich die Tuning Fans. B1 Ost, so nennen sie ihren Tuning-Treffpunkt.“

„B1 Ost ist mir bekannt. Die dortigen Treffen werden von unseren Streifenwagen überwacht.“

„Ach ja“, bemerkte Simon enttäuscht.

„Ein Fahrzeug, das auf das Unfallfahrzeug zutreffen könnte, konnte von uns nicht identifiziert werden“, sagte Berlinger langsam und belehrend. „Alle Sportwagen, die aufgrund der Zeugenbeschreibungen infrage kamen, haben wir überprüft. Natürlich auch die Alibis der Fahrer. Genauestens, glauben Sie mir. Fehlanzeige.“

Simon machte einen neuen Anlauf: „Ich will ja nicht behaupten, dass die Polizei ihre Arbeit nicht gut macht. Aber ich habe einen BMW Z3 gefunden. Im Original war er blau lackiert. Also dunkel, genau so, wie ich und andere Zeugen ausgesagt haben. Der Wagen war blau und wurde auf rot umlackiert. Warum wohl?“

„Na ja, Herr Wiegand, manchmal lassen Leute ihre Autos umlackieren. Mal gefällt Ihnen die Farbe nicht mehr, mal wurde der Lack mutwillig zerkratzt, mal wurde ein Wagen in einem Unfall beschädigt. Es gibt da viele Gründe. Aber in Ihrem Fall wurden alle infrage kommenden Sportwagen im Rahmen der Ermittlungen auf Nachlackierungen überprüft.“

„Hören Sie, Herr Berlinger. Kein sichtbarer Unfallschaden, bester Zustand, wie neu. Makellose rote Lackierung und drunter dunkelblau. Finden Sie das nicht auffallend?“

Simon wurde wütend und laut. Berlinger ahnte, dass er aus der Sache so schnell nicht mehr rauskam. Sein Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung war zu überzeugt von seiner Sache.

Also fragte er: „Haben Sie denn das Kennzeichen notiert?“

Simon antwortete: „Sicher. B SO 1007.“

„Gut. Ich lasse den Halter ermitteln. Das dürfte kein Problem sein. Aber ich empfehle Ihnen, sich keine allzu gro-

ßen Hoffnungen zu machen. Wahrscheinlich haben wir diesen Wagen im Rahmen unserer Ermittlungen bereits kontrolliert.“

„Geben Sie mir den Namen des Halters und seinen Wohnort. Dann gehe ich selbst der Sache nach.“

„Das geht nicht. Dürfen wir nicht. Aber ich sage Ihnen Bescheid, sobald ich etwas rausfinden sollte.“

„Bitte sagen Sie mir Bescheid. Ich bin noch in Berlin, fahre aber nachmittags zurück nach Bonn. Sie haben meine Handy-Nummer und meine Kontaktdaten.“

„Danke, Herr Wiegand. Seien Sie beruhigt, Ihre Daten haben wir.“

Damit war das Telefongespräch beendet. Berlinger wandte sich seinem Computer zu, startete auf dem Bildschirm ein Programm. Sofort erschien ein Suchfenster, in das Berlinger das Kennzeichen eintippte. Dann drückte er den Button 'Suchen'.

Simon rief nach dem Gespräch mit Berlinger Elsa an, um ihr von der neuesten Entwicklung zu berichten. Da er sie nicht an ihrem Handy erreichte, hinterließ er ihr eine Voice-Message, dass er heute nach Bonn zurückfahren müsse. Er bezahlte die Hotelrechnung und holte den Wagen aus der Tiefgarage.

5. Ein Urteil

Wegen mehrerer Staus auf der Rückfahrt von Berlin erreichte Simon Ückesdorf erst gegen halb sechs am Abend. Im Flur schlug ihm die abgestandene Luft zweier Wochen entgegen. Die rote Digitalanzeige am Anrufbeantworter meldete den Eingang von drei Nachrichten. Seine Mutter hatte angerufen, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Zwei Anrufe von unbekannten Nummern, kein Anruf von Berlinger. Er riss die Fenster auf und stellte die Terrassentür zum Garten weit auf. Draußen war es heiß und schwül. Der Blick in den Garten war ein Schock. Fast alle Pflanzen ließen ihre Blätter hängen und der Rasen war großflächig vertrocknet. Der Garten drohte zur Wüste zu werden. Er ging in die Küche und schaute in den Kühlschrank. Bis auf einige unappetitliche Reste nur gähnende Leere. Schnell schlug er die Tür wieder zu und holte sich eine Pizza aus der Tiefkühltruhe im Keller. Er nahm sie aus der Verpackung und erhitzte sie im Backofen. Nach einigen Minuten schnitt er mit dem Messer ein Stück zum Probieren ab. An der Schnittstelle war das Innere klebrig und kalt. Jetzt erst schaute er sich die Gebrauchsanleitung auf der Rückseite der Verpackung an. Da stand 'Vorheizen auf 250 Grad'. Das hatte er wohl überlesen. Er schob die Pizza noch einmal in die Röhre. Etwas später zeigte ihm ein Blick durch die Glasscheibe des Backofens, dass die Pizza an den Rändern verbrannt war. Er schabte die schwärzesten Stellen ab und schlang sie, hungrig wie er war, Stück für Stück hinunter. Ein solches Missgeschick konnte ihn nicht

erschüttern. Dass er den Unfallfahrer gefunden hatte, gab seinem Leben wieder Zuversicht und Mut. Er begoss seinen Erfolg mit einer Flasche Bier aus dem Kühlschrank. Er war sich felsenfest sicher, dass der junge Mann mit dem BMW vom B1-Treff der Todesfahrer gewesen war. Er fieberte der Bestätigung durch Berlinger entgegen.

Am Sonntag wartete er den ganzen Tag vergeblich auf eine Nachricht von Berlinger. Nachmittags rief er Klaus an und berichtete ihm, dass er den Todesfahrer gefunden und der Polizei gemeldet habe. Am Montag ging er wieder arbeiten, immer in der Erwartung einer positiven Antwort von Berlinger. In der zweiwöchigen Abwesenheit hatte ihm sein Kollege die anstehenden Aufgaben in Ordnern zusammengestellt und auf seinen Schreibtisch gestapelt. Die Dinge mit Priorität hatte er mit gelben Postit-Sticks und handschriftlichen Anmerkungen versehen. Simon schaute die Unterlagen durch, startete seinen Computer und begann, seine Mails abzarbeiten. Keine halbe Stunde später klingelte das Telefon auf dem Schreibtisch. Maiser war am Apparat.

„Herr Wiegand. Ich habe gehört, dass Sie im Haus sind. Das freut mich. Bitte kommen Sie doch gleich einmal in mein Büro. Ich möchte etwas mit Ihnen besprechen.“

Das war nicht ungewöhnlich für Maiser. Im Unternehmen war er bekannt für seine impulsive Art, Besprechungen und Entscheidungen spontan anzugehen. Die Tür zu seinem Büro stand immer offen, er nannte es 'Open door management', ein Führungsstil, den er aus den USA mitgebracht hatte.

„Good morning, Simon, schön Sie zu sehen.“

Für Simon klang das sarkastisch, aber vielleicht war es auch ernst gemeint. Das wusste man bei Maiser nie.

„Sie ahnen vermutlich, warum ich Sie hergebeten habe. Sie haben vermutlich Ihren Eingangskorb schon durchgesehen. Es geht um unseren Auftraggeber Boschitron. Wir sind im Verzug. Boschitron ist sauer, und ich muss zugeben – they are right.“

„Ja, Herr Maiser“, sagte Simon. „Ich habe die Sache gesehen und werde mich gleich darum kümmern.“

Maiser hob nun die Stimme: „Bei allem Verständnis für Ihre Situation, den Verlust Ihrer Frau, aber wir hier bei EMC müssen mit den Aufträgen vorankommen.“

„Sie wissen ja, dass ich in Berlin war“, sagte Simon. „Es gab dort wichtige Dinge zu erledigen.“

Maiser schnitt ihm das Wort ab: „Herr Wiegand, meinen Sie nicht, dass das jetzt Aufgabe der Polizei ist. Unser wichtigster Kunde Boschitron wartet auf Übergabe. Ich habe Herrn Stetter von Boschitron fast täglich in der Leitung. Das geht nicht. Er ist sauer, zurecht.“

Simon wartete seit Tagen auf den Anruf von Kommissar Berlinger. Am Donnerstagvormittag, während einer Kundenbesprechung im EMC-Konferenzraum, spürte Simon die leise Vibration des Handys am Oberschenkel. Er holte es aus der Hosentasche und warf, versteckt unter der Tischplatte, einen Blick auf das Display. Es war Berlinger. Simon erhob sich rasch von seinem Sessel und gestikulierte an die Runde

'Entschuldigung'. Draußen im Gang nahm er mit einem Tastendruck das Gespräch an.

Berlinger sagte: „Herr Wiegand, gratuliere. Sie hatten recht. Der rote BMW war das Unfallfahrzeug. Der Fahrer leugnet noch, aber die Indizien sind eindeutig. Er hat auch kein Alibi.“

Simon atmete laut aus. „Wunderbar, Herr Berlinger. Ich habe es ja gewusst.“

„Herr Wiegand, auch der zweite Fahrer ist bekannt. Er leugnet noch, aber sein Alibi ist zweifelhaft. Schauen Sie heute Abend den rbb, unseren Berliner Regionalsender. Es gibt gleich eine Pressekonferenz zum Stand der Ermittlungen. Da erfahren Sie weitere Details.“

„Danke, Herr Berlinger.“ Ende des Gesprächs.

Am Abend schaute sich Simon die Sendung an. Mit Rückblenden zum Unfall berichtete der Nachrichtensprecher: 'Für den Todesfall am Ku'damm gibt es neue Erkenntnisse. Verdächtig wird ein jugendlicher Autofahrer von 24 Jahren. Anhand der Auswertung der gespeicherten Daten des TomTom-Navigationsgeräts des BMW Z3 wird vermutet, dass sich der Wagen zum Unfallzeitpunkt in der Nähe des Ku'damms befunden hat. Der BMW Z3 war auf den Namen des Vaters gemeldet. Der Verdächtige hat für die Unfallnacht kein Alibi. Auch für das zweite Fahrzeug konnte ein Verdächtiger ermittelt werden. Die Länge der Bremsspuren deutet darauf hin, dass beide Wagen mit stark überhöhter Geschwindigkeit unterwegs waren. Die Polizei vermutet, dass sich die beiden Fahrzeuge ein Rennen geliefert haben.'

Simon drückte den Ausknopf der Fernbedienung. Eine Welle der Erleichterung durchströmte ihn. Vera war tot, aber

wenigstens sollten die Täter ihre gerechte Strafe bekommen. Simon hatte keinen Zweifel, dass die Täter gefunden worden waren. Jetzt endlich konnte er sich wieder anderen Dingen zuwenden. Vera würde nun gerächt werden. Die Anspannung, der er all die vergangenen Monate ausgesetzt war, fiel von ihm ab. Draußen stand die Sonne als roter Ball im Westen über dem Horizont. Jetzt wollte er sich erst einmal um den Garten kümmern. Er stellte den Sprinkler auf den Rasen, öffnete den Wasserhahn und sah zu, wie die Gräser das Nass dankbar aufnahmen. Am Abend führte er lange Telefongespräche mit seinen Eltern und Schwiegereltern. Alle freuten sich mit ihm und beglückwünschten ihn. Zufrieden ging er zu Bett und erlebte er einen ruhigen, ununterbrochenen Schlaf. Am nächsten Tag unterrichtete er seinen Freund Klaus von der freudigen Entwicklung. Endlich konnte er sich wieder auf seine Aufgaben konzentrieren und richtig arbeiten.

Den ganzen Tag hatte Simon in seinem Büro bei EMC auf den Anruf gewartet. Gegen fünfzehn Uhr klingelte das Telefon auf seinem Schreibtisch. Elsas Nummer auf dem Display. Er nahm ab.

„Hallo Simon. Ich rufe aus dem Gerichtsgebäude an. Das Urteil ist gesprochen.“ Sie zögerte: „Ich fürchte, es wird dir nicht gefallen.“

Simon ungeduldig: „Nun sag schon.“

„Die Raser müssen nicht ins Gefängnis, weder Adrian Otten, noch Mike Wasneck. Otten bekommt wegen fahrlässiger

Tötung zwei Jahre Gefängnis, aber halt dich fest, auf Bewährung. Sein Kumpel ein halbes Jahr, ebenfalls auf Bewährung.“

Stille in der Leitung. Elsa wartete. Es dauerte eine halbe Minute, bis sich Simon gefasst hatte.

Er sagte: „Sehr milde. Das heißt also, dass sie heute Abend schon wieder über den Ku’damm fahren können.“

„Das auch nicht. Beide haben drei Monate Fahrverbot.“

Simon sarkastisch: „Was für eine harte Strafe.“

„Es tut mir leid, Simon. In den Abendnachrichten bei rbb gibt es einen Bericht zum Urteil. Ich weiß nicht, ob du dir das antun willst.“

Sie beendeten das Gespräch. Simon schaltete den Computer aus, packte seine Sachen zusammen und machte sich auf den Heimweg.

Die rbb-Abendschau begann pünktlich um 19:30 Uhr mit dem Bericht zur Urteilsverkündung im Raserunfall auf dem Ku’damm. Man sah, wie sich die Besucher im voll besetzten Saal des Landgerichts Charlottenburg von ihren Plätzen erhoben und zum Ausgang drängten. Es war 15 Uhr, als der Richter das Urteil bekannt gab. Zwei Jahre Gefängnis für den Fahrer des ersten Wagens wegen Teilnahme an einem illegalen Straßenrennen mit Todesfolge, wegen fahrlässiger Körperverletzung und Fahrerflucht. Ein Jahr Gefängnis für den Fahrer des nachfolgenden Wagens. Die Strafen gegen die 24 und 25 Jahre alten Männer werden zur Bewährung ausgesetzt. Dann schwenkte die Kamera auf die beiden Angeklagten Adrian Otten und Mike Wasneck. Sie grinsten und schlugen sich als Zeichen des Triumphes in die Hände. 'High Five'. Es folgten Aufnahmen von den Zuschauern im Gang vor

dem Saal. Man hörte lautstarke wütende Kommentare von Besuchern, die sich ein härteres Urteil erhofft hatten.

Wie gelähmt saß Simon vor dem Bildschirm. „Freispruch“, sagte er leise zu sich selbst. Ein Schock. Er war außer sich vor Wut. Diese Verbrecher, diese Idioten, lebenslang, besser für immer wegsperrn. Die Autos müsste man abbrennen. In dieser Nacht tat er kein Auge zu.

In der mehr als zehnjährigen Tätigkeit bei der EMC-GmbH hatte sich Simon den Ruf eines qualifizierten Mitarbeiters und guten Kollegen erworben. In der Arbeit galt er als hilfsbereit, fachlich kompetent und zuverlässig. Doch nach dem Bekanntwerden des Urteils fing er an, zu spät zu kommen, an einigen Tagen erst gegen Mittag zu erscheinen und nachlässig zu arbeiten. Gegenüber Kunden ließ er die frühere Zuvorkommenheit vermissen, wirkte desinteressiert und gleichgültig. Die Mitarbeiter in seinem Projekt spürten, dass er nicht bei der Sache war. Die Kollegen wussten um den tragischen Tod seiner Frau, einige suchten das Gespräch mit ihm, wollten ihn trösten, empörten sich mit ihm über das skandalöse Urteil. Doch Simon blieb wortkarg und verschlossen. Man schüttelte den Kopf über ihn. Er spürte die Veränderung bei sich selbst. Bei seiner Arbeit war er fahrig und konnte er sich nur mühsam konzentrieren. Offenbar war sein Verhalten seinem Chef Dominik Maiser auch aufgefallen. Zwei Wochen nach der Urteilsverkündung kam Maiser eines Vormittags wie scheinbar zufällig an Simons Schreibtisch vorbei, machte auf Small Talk, erkundigte sich nach dem Stand der Arbeiten.

Schon nach wenigen Minuten war Simon klar, dass dies ein Kontrollbesuch seines Chefs gewesen war. Den kritischen Fragen und betont ernstem Gesichtsausdruck war leicht zu entnehmen, dass er mit dem Fortgang der Arbeiten nicht zufrieden war.

Das Urteil des Landgerichts in Berlin hatte ihn erschüttert. Doch wie stark, überraschte Simon. Er war wie gelähmt. Eine Woche verging. Mühsam schleppte er sich durch die Tage, immer bemüht, den Anforderungen seiner Arbeit gerecht zu werden. Als er in der folgenden Woche am Freitagabend von der Arbeit nach Hause kam, war er zutiefst erschöpft und zu nichts mehr in der Lage. Nachdem er sein Bürosakko gegen eine Strickjacke getauscht hatte, holte er sich ein Stück Käse und eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank. Damit setzte er sich auf einen der hölzernen Gartensessel auf der Terrasse. Es tröstete ihn etwas, dass viele Kommentatoren in Zeitungen und im Radio sich entrüstet über die Milde des Urteils geäußert und es als Skandal bezeichnet hatten. Wie konnte dieser Richter diese beiden Verbrecher zu dieser lächerlichen Bewährungsstrafe verurteilen? Das war keine Strafe, das war einfach nur lächerlich. Seine Wut wurde von Tag zu Tag größer.

In der Abenddämmerung flatterten Fledermäuse um das Haus, waren kurz zu sehen und wurden dann von der Dunkelheit wieder verschluckt. Er schaute nach oben. Ein wolkenloser schwarzer Himmel über ihm. Im Westen, dicht über dem Horizont, stand der Abendstern. Darüber blinkte das rote Positionslicht eines Flugzeugs, das langsam von West nach Ost über den Himmel zog. Durch die Hecke schimmerte Licht von dem beleuchteten Fenstern des Nachbarhauses.

Sonst war alles ruhig, nur von der nahen Autobahn hörte man das Rauschen der Pkws und ab und zu das Dröhnen schwerer Lkws.

Simon starrte wieder in den schwarzen Himmel über ihm. Die Zeit verging, Sekunden und Minuten tröpfelten stetig dahin. Plötzlich fegte eine kalte Windböe über den Rasen und ließ die Blätter in den Bäumen rascheln. Ihn fröstelte. Er erhob sich vom Gartensessel und ging ins Haus. Im Wohnzimmer schob er die Terrassentür zu und verriegelte sie. Vor den Fernseher blieb er stundenlang sitzen und zappte sämtliche Kanäle rauf und runter. Spät in der Nacht schaffte er es, sich aufzuraffen. Er schleppte sich hoch ins Bett, wo er inständig hoffte, Ruhe und Schlaf zu finden. Draußen schrie eine Katze, dann noch einmal. Er schloss die Augen und dachte an Vera. Vor seinem inneren Auge sah er sie, immer wieder sie. Lange lag er wach, dann endlich dämmerte er weg.

Es kam ein Traum. Vera lief über eine sonnige Blumenwiese freudig winkend auf ihn zu. Ihr bodenlanges gelbes Kleid flatterte im Wind. Voller Begeisterung rief sie ihm etwas zu, doch er konnte ihre Stimme nicht hören. Er wollte ihr zurufen, doch er war wie gelähmt. Mit aller Kraft schaffte er es endlich, die rechte Hand zu heben. Jetzt verstand er einzelne Wortfetzen, dann ganze Worte, dann Sätze. „Es ist schön hier. Alles ist gut, Simon.“ Simon rief laut: „Ich höre dich ganz schlecht. Vera komm her.“ In dem Augenblick begann ihr Bild zu verblassen, um nach einigen Sekunden ganz zu verlöschen. Er nahm seine ganze Kraft zusammen und stammelte: „Ich bringe das für dich in Ordnung und fahre nach Berlin.“ Deutlich hörte er Veras Stimme: „Nein, Simon. Das brauchst du nicht. Ich will das nicht.“

„Vera, wo bist du?“

„Aber Simon, Schatz, das weißt du doch.“

Ihre Stimme war sehr leise. Dann wurde die ganze Szene langsam von einem grauen Nebel verschlungen. Mit einem Ruck wachte Simon auf. Draußen graute der Morgen. Das Ganze war ein Traum gewesen. Sein Entschluss stand fest. Er musste zurück an den Schauplatz in Berlin. Noch wusste er nicht, was er dort tun würde. Eine Hoffnung, um mit dem Tod von Vera und dem verhängnisvollen Urteil zurechtzukommen. Ja, er wollte Rache nehmen. Ja, er dachte an Mord. Er dachte daran, einen Revolver zu kaufen. Doch wo? Das Gesicht des Täters war ja mittlerweile durch die Presse gegangen. Immer mehr steigerte er sich in die Wut über den jungen Schnösel hinein, diesen Nichtsnutz und Sohn reicher Eltern. Dann bekam er wieder Skrupel. Der Todesfahrer war von einem ordentlichen Gericht verurteilt worden, von einem Richter, der sich mit seinem Urteil vermutlich an die Gesetzgebung gehalten hatte, ja halten musste. Sollte er wirklich fahren? Ja, er musste fahren, denn sonst würde er keine Ruhe finden. Was er eigentlich von einer solchen Reise nach Berlin erhoffte – das wusste er nicht. Rache nehmen, Gerechtigkeit herstellen, eine Pflicht erfüllen, für Vera, für sich selbst, für alle, die von solchen Rowdys verletzt oder sogar umgebracht worden waren.

Am nächsten Morgen weckte ihn sein Handy um sieben Uhr. Um acht war er einer der Ersten in der Firma. Noch bevor er seinen Computer startete, rief er die Sekretärin von Herrn

Maiser an und bat um einen Termin bei ihm. Den ganzen Tag über wartete er auf den entsprechenden Rückruf. Er kam erst kurz vor fünf Uhr. Wenige Minuten später stieg Simon eine Etage hoch ins Büro von Geschäftsführer Dominik Maiser.

Maiser bot Simon freundlich einen Sitz an. Simon merkte ihm an, dass er sichtlich im Stress war. Er kam gleich zur Sache: „Herr Maiser, ich brauche eine Auszeit, muss zur Ruhe kommen, muss Abstand finden. Ein paar Monate, ein Sabbatical von einem halben Jahr.“

„Herr Wiegand, Sie wissen doch: Es stehen mehrere Aufträge an. 'Deadline' für Ihr Projekt war der 30. August. Jetzt ist es Ende September. Der Kunde hat bei mir persönlich die Fertigstellung angemahnt.“

„Ich weiß. Das Projekt werde ich selbstverständlich noch abschließen. Erst dann würde ich das Sabbatical nehmen.“

„Der Tod Ihrer Frau und dieses Urteil haben Sie stark getroffen. Dafür habe ich Verständnis. Doch ich bin für das Unternehmen verantwortlich. Hier hat nun mal die Arbeit Vorrang.“

Simon sagte in einem bittenden, fast unterwürfigen Ton: „Das weiß ich doch, Herr Maiser. Ein halbes Jahr. Dann bin ich wieder voll einsatzfähig.“

„Wir brauchen in der Position jemand, der sich voll für die Aufgabe einsetzen kann. Die Konkurrenz schläft nicht.“

Simon wiederholte seine Bitte: „Wissen Sie, die Sache in Berlin ist für mich sehr wichtig. Dazu brauche ich mindestens drei Monate, vielleicht auch weniger. Und ich versichere Ihnen, dass ich das laufende Projekt abschließen werde. Herr

Maiser, es ist das erste Mal, dass ich um eine Auszeit bitte. Ein Sabbatical von drei Monaten würde mir helfen.“

„Geben Sie mir ein paar Tage Bedenkzeit. Ich werde die Auftragslage und die Termine der Abteilung anschauen. Aber versprechen kann ich Ihnen da nichts. Wie Sie wissen, stehen wir ziemlich unter Druck.“

„Ich danke Ihnen, Herr Maiser. Ich hoffe, wir finden eine gute Lösung.“

Drei Tage später kam der Anruf von Dominik Maiser. Ein Sabbatical von drei Monaten sei bei der gegenwärtigen Auftragslage völlig unmöglich. Es tue ihm leid, aber er müsse seine Bitte leider ablehnen. Simon nahm den Bescheid kommentarlos entgegen. Am Abend zu Hause überschlug er seine finanzielle Situation für den Fall einer Kündigung. Sie war gut. Sein Gehalt würde er noch für drei Monate bekommen. Der Hauskredit war bis auf eine kleine Restsumme abbezahlt, er hatte ein Aktienpaket und ein Girokonto mit Guthaben. Bei seinen bescheidenen Ansprüchen würde er auf Jahre hinaus gut leben können. Das Haus konnte er verkaufen.

Am Abend rief Simon seinen Freund Klaus an und teilte ihm mit, dass Maiser seinen Antrag auf ein Sabbatical abgelehnt habe und er bei EMC kündigen werde.

„Spinnst du, Simon. Wir brauchen dich bei EMC. Die Geschäfte laufen gut, wir expandieren. Du hast blendende Chancen, ich weiß das und ich sage dir das als dein Freund.“

„Ich will einfach nicht mehr. Drei Monate hätte ich benötigt, um mit der Sache klarzukommen.“

„Wenn du jetzt kündigst, kannst du dich bei EMC nie mehr blicken lassen. Maiser ist sauer, schon deinen Wunsch

temporär auszusteigen empfindet er als persönliche Beleidigung. Noch kannst du zurück.“

Simon versuchte, ihm seine Entscheidung zu begründen. Doch Klaus hörte gar nicht richtig zu.

„Du brauchst die Beschäftigung, auch um von deinen quälenden Gedanken weg zu kommen.“

Am nächsten Morgen im Büro ließ sich er sich mit Maiser verbinden. Maiser war sofort am Apparat: „Ich hoffe, Sie haben sich richtig entschieden.“

„Die Entscheidung ist mir nicht leichtgefallen“, Simon zögerte, bevor er fortfuhr. „Aber ich denke, dass es besser ist, unsere Zusammenarbeit zu beenden. Glauben Sie mir, dass ich gerne bei EMC gearbeitet habe.“

„Das tut mir sehr leid, ehrlich, Herr Wiegand. Aber gut, ich sage der Personalabteilung Bescheid, dass sie Ihre Unterlagen fertigmachen.“

Simon sagte: „Danke.“

Nach einer Pause meldete sich Maiser wieder.

„Ich schlage eine Vertragsbeendigung zum Ende des Jahres vor. Wie das mit Ihren Urlaubsansprüchen verrechnet wird – das macht dann die Personalabteilung.“

„Ich muss früher gehen. Bitte arrangieren Sie meinen Ausstieg bei der Firma für Ende Oktober. In der verbleibenden Zeit werde ich wie versprochen mein laufendes Projekt übergabereif abschließen.“

„Herr Wiegand. Sie machen es mir nicht leicht. Wegen der Vereinbarung werden Sie von der Personalabteilung hören.“

Vier Wochen später fuhr Simon an einem Vormittag auf den Firmenparkplatz. Es nieselte schon den ganzen Morgen. Das Gespräch mit dem Personalreferenten Oskar Obermeier war für heute zehn Uhr vereinbart worden. An der Rezeption saß eine ihm unbekannte junge Frau, vermutlich eine Praktikantin oder Aushilfe. Sie meldete ihn telefonisch bei Obermeier an. Dann gab sie die erhaltene Anweisung an Simon weiter: „Bitte warten Sie in der Kantine. Herr Obermeier wird dort hinkommen. Sie sollen schon den Wagen für die Übergabe fertigmachen.“

Simon ging zum Audi, setzte sich rein, nahm die Gegenstände, die ihm gehörten, aus dem Handschuhfach und packte alles in seinen Aktenkoffer. Die Kantine war geöffnet. Um diese Zeit waren nur wenige Tische besetzt. Beim Eintreten sah er Kollegen einer benachbarten Abteilung um einen Tisch sitzen. Sie schauten auf und verstummten für einige Sekunden. Simon grüßte und sie grüßten unsicher zurück. Keiner stand auf und kam zu ihm rüber. Es tat weh, zu spüren, dass man ihn abgeschrieben hatte. Weiß der Teufel, was Maiser über ihn erzählt hatte. Die ganze Gruppe und ihr lautes Getue gingen ihm auf die Nerven. An der Theke bestellte sich Simon eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen. Mit dem Tablett ging er zu einem Tisch an der Fensterfront. Von hier schaute er auf die lange Reihe geparkter Autos entlang der Zufahrtsstraße.

Dann sah er plötzlich Obermeier auf ihn zueilen, Volljurist, mit einem modischen Dreitagebart, um die dreißig Jahre alt, geschniegelt und gestylt. „Guten Tag, Herr Wiegand.“ Er rückte sich einen Stuhl zurecht und setzte sich.

„Herr Wiegand, ich habe alles vorbereitet. Wir werden alles gleich erledigt haben.“

Simon schob ihm die Autoschlüssel hin.

„Die Papiere sind im Handschuhfach.“

Obermeier hob tadelnd die Augenbrauen. „Sie sollten nicht im Auto aufbewahrt werden.“

Simon reagierte nicht.

„Hier sind die Unterlagen für die vorzeitige Vertragsbeendigung. Alles schon von Herrn Maiser unterschrieben. Sie müssen nur noch an den drei gekennzeichneten Stellen unterschreiben.“

Simon überflog den Text, den er als pdf-Datei bereits kannte. Er setzte seine Unterschrift an die markierten Stellen.

„Danke, Herr Wiegand. Damit haben wir alles. Ihr Taxi ist bereits bestellt. Herr Maiser lässt sich entschuldigen, er hat gerade Besucher aus USA. Er wünscht Ihnen alles Gute.“

Simon schaute auf die Dokumente vor ihm auf dem Tisch. Der Referent reichte ihm die Hand und wandte sich zum Gehen. „Also dann, Herr Wiegand, auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen“, sagte Simon. Eine Floskel. Beide wussten, dass es kein Wiedersehen gab. Durch die breite Fensterfront der Kantine sah er ein Taxi auf dem Parkplatz vor dem Gebäude. Die Kaffeetasse war leer, den halb gegessenen Kuchen auf dem Teller ließ er liegen. Für einen Moment kamen ihm Zweifel, ob er mit der Kündigung nicht eine fundamentale Fehlentscheidung getroffen hatte.

6. Erste Rache

Anfang Oktober, es dämmerte bereits, besuchte Simon Veras Grab auf dem Ückesdorfer Friedhof. Er schob das hohe schmiedeeiserne Friedhofstor auf, das laut in den Angeln quietschte. Es wehte ein kühler Herbstwind, dem die kahlen Bäume keinen Widerstand boten und der die dürren Birken- und Ahornblätter zwischen den Grabstellen hin- und herrascheln ließ. Eine Formation kleiner weißer Wolken zog am Himmel in Richtung Osten. Von der Anhöhe des Friedhofs schaute Simon über das Rheintal hinweg bis zu den Anhöhen auf der anderen Seite. In großer Höhe zogen Flugzeuge mehrere schneeweiße Kondensstreifen in den blassblauen Himmel. Unter seinen Schuhsohlen raschelten die dürren Blätter, als er zu ihrem Grab ging. Dort spürte er die Trauer, aber auch, wie der Gedanke an Rache immer stärker wurde. Nach einigen Minuten setzte er sich auf eine der Bänke, von wo er das Grab im Blick hatte. Er dachte daran, dass jedes Jahr viertausend Menschen im Straßenverkehr gestorben waren. Vera war ja nur ein Schicksal unter vielen. Wie wohl ein Friedhof mit viertausend Gräbern aussehen würde? Eine riesige Fläche mit weißen Kreuzen, wie man sie von Soldatenfriedhöfen her kannte. Ein Tribut an das Auto. Im Hintergrund dröhnte der Verkehr auf der nahen A 535 bedrohlich. Lange blieb er gedankenverloren sitzen. Dann stand er auf und trat mit gesenktem Kopf den Rückweg zum Parkplatz an.

An diesem Abend beschloss Simon nach Berlin zu fahren. Rache nehmen, doch wie? Er wusste es nicht, noch nicht. Er rief Else an und sie schon nach wenigen. Im Hintergrund war Verkehrslärm. Deutlich war das Klappern ihrer Stöckelschuhe auf dem Pflaster zu hören, offenbar war sie zu Fuß in der Stadt unterwegs.

„Hallo Elsa, ich hoffe, dass ich dich nicht sehr störe. Du hast ja sicherlich auch vom Urteil gehört. Ich werde kommende Woche in Berlin sein und würde gerne mit dir darüber sprechen. Können wir uns treffen?“

Elsa fragte: „Wie lange wirst du bleiben?“

„Das weiß ich nicht. Ich habe jetzt viel Zeit. Ich habe meinen Job bei EMC gekündigt.“

„Ach ja“, kommentierte sie erstaunt.

„Weißt du, das Urteil lässt mich nicht los. Auf Bewährung!“, rief er empört aus. „Die beiden Jungs laufen frei rum. Nein, wahrscheinlich fahren sie heute schon wieder mit ihren Sportwagen durch die Gegend. Es ist ein Skandal.“

Elsa zögerte. Sie war auf dem Weg zu einem Termin, und der Anruf kam ihr im Moment sehr unpassend. Doch sie fühlte sich Simon wegen der gemeinsamen Aktion mit dem Autoanzünden verbunden. Spontan sagte sie: „Gut Simon, ich habe zurzeit viel zu tun. Aber wir können uns treffen. Am besten, du schickst mir eine SMS, sobald du da bist. Dann vereinbaren wir etwas.“

Morgens gegen halb neun rollte er den Koffer die wenigen Hundert Meter von seinem Haus zur nächsten Bushaltestelle

in Ückesdorf. Der Bus kam pünktlich am Bahnhof Bonn an. Während seiner Tätigkeit bei EMC war er kaum mit der Bahn gefahren, üblich war dort Flugzeug, Auto und Mietwagen. So stand er etwas verloren mit dem Koffer in der Eingangshalle des Bonner Bahnhofs. Noch hatte er keine Fahrkarte. Als IT-Experte wusste er um die Tücken von Algorithmen, also versuchte er überhaupt nicht, eine Fahrkarte an einem der Automaten zu lösen. Nach zehn Minuten in der Warteschlange erwarb er eine Fahrkarte Bonn-Berlin am Service Center der Deutschen Bahn. Sein Zug ging 9:25 Uhr. Das war in knapp einer halben Stunde. Am Kiosk holte er sich einen Kaffee im Pappbecher sowie den Bonner Generalanzeiger und stellte sich an einen der runden Stehtische.

Der rote Doppeldeckerzug des Rhein-Express RE 5 fuhr pünktlich ab und nahm leise, aber kraftvoll die Fahrt in Richtung Köln auf. Die Morgensonne stand tief im weit entfernten Horizont im Osten und beleuchtete mit ihrem gelben Licht die Häuserfassaden der Stadt vor dem Fenster. Simon war schläfrig, hatte er doch in der Nacht kaum geschlafen. Zu viele Gedanken. Doch jetzt fühlte er sich besser. Ein Halt in Brühl, auf der anderen Seite des Bahnhofs eine lange Schallschutzwand aus Metall mit dilettantischen Graffiti-Schmiereien. Vorbei an Äckern, Gewächshäusern, rauchenden Schloten der Raffinerie, dann in ein Industriegebiet und kurz darauf tauchte in der Ferne der Kölner Dom auf. Pünktlich auf die Minute fuhr der Zug langsam am Hauptbahnhof Köln ein. Dort wechselte Simon zu dem am gegenüberliegenden Bahnsteig zur Abfahrt bereitstehenden Intercity Express 857. Auf der elektronischen Anzeigentafel war Berlin Gesundbrunnen als Zielbahnhof ausgezeichnet. Als er den voll

besetzten Großraumwagen betrat, bereute er sofort keinen Sitzplatz reserviert zu haben. Die meisten Plätze waren entweder besetzt oder durch die elektronischen Anzeigen über den Sitzen als reserviert gekennzeichnet. In der Mitte des Wagens fand er endlich einen freien Sitz, der aber mit einem großen Rucksack belegt war. Der junge Mann, vermutlich Student, räumte ihn auf seine Bitte hin weg. Simon quetschte sich neben ihn auf den Gangsitz und nahm sich vor, nächstes Mal eine Sitzplatzreservierung zu machen, und zwar 1. Klasse.

Der ICE verließ den Bahnhof und überquerte, langsam Geschwindigkeit aufnehmend, rumpelnd die Rheinbrücke. Aus dem Fenster sah Simon Tausende, vielleicht Abertausende Vorhängeschlösser am Geländer. Man nannte sie Liebeschlösser. Am Anfang ihrer Beziehung vor fünfzehn Jahren hatten Vera und er auch daran gedacht, als Zeichen ihrer Liebe dort ein Schloss anzubringen. Irgendwie hatten sie es vergessen, Simon bedauerte es jetzt. Nach der Abfahrt kam die Lautsprecherdurchsage: „Verehrte Reisende, wir begrüßen Sie zu unserer Fahrt nach Berlin-Gesundbrunnen. Unsere nächste Station ist Wuppertal, die wir um 10:52 Uhr erreichen.“

Viele der Fahrgäste auf den umliegenden Sitzplätzen arbeiteten an ihren Laptops. Andere tasteten auf ihren Smartphones oder telefonierten. Ein Vierertisch war von einer Gruppe jung-dynamischer Manager im Business-Look besetzt. An den aufgeklappten Notebooks bereiteten sie PowerPoint-Präsentationen vor. Durch den Raum wirbelten Sprachfetzen deutsch-amerikanischer Business-Talks. Dann wieder ein genervtes Rufen ins Smartphone, als der Zug in

ein Funkloch kam und das Gespräch sekundenlang unterbrochen war. Der jugendliche Geschäftsmann mit den grau melierten Schläfen schräg gegenüber redete laut auf seinen Gesprächspartner am Telefon ein. Auf der anderen Seite war offenbar ein Kunde, der überzeugt werden musste. Simon versuchte wegzuhören. Als ihm das nicht gelang, stand er auf und fand einen Platz am Ende des Abteils.

Als der ICE am Stadtteil Köln-Mühlheim vorbei war, legte er rasch Tempo zu. Dabei schien der schwere Wagen unglaublich sanft über die gehärteten Stahlschienen zu gleiten. Simon starrte aus dem Fenster auf die immer schneller vorbeiziehende Häuserlandschaft. Plötzlich fiel ihm ein, dass er vergessen hatte, ein Hotelzimmer zu buchen. Am Touchscreen seines Smartphones suchte er im Internet nach einer Unterkunft. Um nicht an das Unfallgeschehen erinnert zu werden, suchte er eine Bleibe fernab vom Ku'damm in Neukölln. Auch hoffte er, von dort aus einfacher mit Elsa Kontakt aufnehmen zu können. Irgendwann musste er weggedöst sein. Die vergangenen Tage und Nächte waren für ihn sehr belastend gewesen. Als er wieder aufwachte, fiel sein Blick auf eine Reihe mehrerer langer Fabrikfassaden aus rotem Backstein auf der linken Seite. Dann erschien das Kraftwerk, ein riesiger Block mit vier mächtigen Schornsteinen. Auf der Stirnseite das VW-Logo, eine blaue Kreisscheibe mit den weißen Großbuchstaben V und W. Das größte Automobilwerk der Welt, das sich über mehrere Kilometer erstreckte. Die modernen Verwaltungsgebäude glänzten in Chrom und Glas. 1938 hatte an dieser Stelle Adolf Hitler auf der grünen Wiese den Grundstein gelegt. Im Dritten Reich befand sich hier eine Fertigungsstätte für den Käfer und ein Zentrum der

deutschen Rüstungsindustrie. Unter dem Namen 'Stadt des Kraft-durch-Freude-Wagens bei Fallersleben' oder kurz 'KDF-Stadt' folgte die Gründung der Stadt, die nach dem Krieg den jetzigen Namen 'Wolfsburg' erhielt. Ab hier wurde die Landschaft flach, die Felder waren ausgeräumt und bereit für die Aussaat im nächsten Frühjahr. Eine blasse Sonne schimmerte durch die tiefhängenden Wolken. Die elektronische Anzeigentafel über der Durchgangstür des Wagens zeigte die Geschwindigkeit. Der ICE raste mit 250 Kilometern pro Stunde auf Berlin zu. Über die flache Landschaft trieben die dunklen Wolken nach Osten. Am weit entfernten Horizont verblieb nur ein schmaler heller Streifen. In der Ebene drehten sich einzelne Windräder. Die gelb-braunen Kronen der wenigen Bäume schwankten im böigen Wind. Die vor dem Fenster vorbeiziehende Düsternis schlug auf Simons Stimmung. Seine Euphorie von gestern und noch von heute Morgen war gewichen und machte zusehends einer eigentümlichen Bedrückung Platz. Ihm kamen Zweifel. Wozu sollte diese Reise gut sein? Ohne Vera fühlte er sich ängstlich, unsicher und verletztlich. Seit dem Start zu Hause hatte er eine graue formlose Bedrohung wahrgenommen. Jetzt kam eine Angst hoch, die ihn in Minutenabständen überflutete und die er nur mühsam unter Kontrolle halten konnte. Er redete sich Mut zu: Eine Bahnfahrt von Bonn nach Berlin – was sollte da schon passieren. Doch seine Beklemmung blieb. Trotzdem – er musste nach Berlin und diese Sache zu Ende bringen. Für Vera. Er war es ihr schuldig.

Pünktlich um 15 Uhr lief der ICE in Berlin Hauptbahnhof ein. Die innerstädtischen Anschlüsse hatte Simon schon auf dem Smartphone recherchiert, mit der S3 bis zur Station Jannowitzbrücke und dort Wechsel zur U8, die zur Endstation Hermannsplatz in Neukölln führte. Am Hermannplatz stieg er aus und fuhr in einem Pulk von Menschen mit der Rolltreppe hoch. Oben angekommen befand er sich auf dem belebten Hermannplatz, unzählige Fahrräder am Geländer angeschlossen; einige Penner saßen und lagen auf dem Bürgersteig. Vor ihm stand das Karstadt-Warenhaus. Vom Hermannplatz, wo die Stadtteile Neukölln und Friedrichshain-Kreuzberg zusammenstoßen, musste die Sonnenallee abgehen.

Das Straßenschild fand Simon nach kurzem Suchen und er begann seinen Rollkoffer die Sonnenallee entlang zu ziehen. Früher war dieser Teil von Neukölln ein Arbeiterviertel gewesen. Jetzt, da es vorwiegend von Migranten aus Arabien und der Türkei bewohnt wurde, hatte sich für die Sonnenallee der Begriff 'Schara Al Arab', arabische Straße, eingebürgert. Er sah keine Kneipe mit Bierausschank. Auf dem Gehsteig herrschte ein Gedränge wie auf einem Basar. Kaffeeverkäufer zwängten sich mit hohen Kannen durch die Menge. Entlang der Häuserfront saßen Männer, die Tee aus kleinen Gläsern tranken. Kneipen der alten Art mit den Brauereireklamen schien es nicht mehr zu geben, dafür mehrere Shisha-Bars. Er kam an einem arabischen Supermarkt vorbei. Friseursalons reihten sich an Geschäfte mit orientalischen Backwaren und Schaufenstern mit Brautmoden. In den Imbissen wurden Falafel und Fladenbrote angeboten. In beide Richtungen schoben sich Autokolonnen im Schrittempo die

Sonnenallee entlang. Simon erschrak, als ein tiefergelegter weißer Mercedes den Motor laut aufheulen ließ und dicht auf das vorausfahrende Fahrzeug auffuhr. Den jungen Männern im Wagen waren laut und in ausgelassener Stimmung. Simon ärgerte sich, musste den Akt dümmlicher Machtdemonstration jedoch hilflos ertragen.

Nach wenigen Hundert Metern durch das Gedränge erreichte er das 'Galata Hotel' und drückte den Klingelknopf an der neben der Tür. Sofort schwang die Glastür auf und er befand sich im Empfang. Am Tresen saß eine Frau von Anfang zwanzig mit einem schwarzen Kopftuch, vor sich eine Tastatur und einen Bildschirm, davor zwei Holzstühle für Gäste. Rechts davon am Fenster ergänzten zwei Plastikstühle das Mobiliar, an der Wand befanden sich ein breites hölzernes Anschlagbrett und ein Plexiglasständer mit Prospekten zu Tourismus- und Veranstaltungsangeboten in Berlin. In einer Nische stand ein großer Getränkekühlschrank zur Selbstbedienung. Die Empfangsdame schaute bei Simons Eintreten für einen Moment sichtlich genervt von ihrem Bildschirm auf. Doch es gelang ihr, ein Willkommenslächeln aufzusetzen. Nachdem Simon seinen Namen genannt hatte, begann sie mit der Computermouse zu hantieren und mit der Tastatur Eingaben zu machen.

„Aha, Herr Wiegand, da sind Sie ja. Sie hatten gebucht, bitte setzen Sie sich.“

Simon nahm auf einem der beiden Stühle Platz.

„Sie haben das Zimmer 12 im ersten Stock. Ein ruhiges Zimmer abseits von der Straße.“

Sie gab ihm eine Transponderkarte für das Zimmer. Simon schleppte seinen schweren Koffer den Treppenaufgang

hoch und den Gang entlang. Als er die Tür mit der Aufschrift 12 erreichte, schob er die Karte ins Schloss. Die Leuchtdiode am Türknauf blinkte grün und er schob die Tür auf. Das Zimmer war groß, allerdings nahm das breite Bett viel Platz ein. Von der Straße her war Lärm zu hören. Gerade fuhr vor dem Fenster ein Bus-Hänger-Gespann der BVG laut rumpelnd vorbei. Nachdem er seinen Koffer ausgepackt und er sich etwas eingerichtet hatte, setzte er sich auf den Stuhl an dem schmalen Schreibtisch und schickte eine SMS an Elsa. „Hallo Elsa, bin angekommen, Sonnenallee, Galata Hotel. Wann passt dir ein Treffen? Ruf mich an.“

Eine Stunde später meldete ein Ping seines Handys den Eingang einer Nachricht. Sie war von Elsa: „Wie wäre es morgen 19 Uhr? Libanesisches Restaurant in der Sonnenallee, Nähe Hermannplatz.“

Nach einer erholsamen Nachtruhe ging er am nächsten Morgen in den gemütlichen Frühstücksraum des Hotels. Der Duft von frischem Kaffee hing in der Luft. Das Frühstücksbuffet war überraschend reichhaltig. Ein großer Korb mit Brot und Brötchen, Croissants, Fruchtsäfte, Gläser mit mehreren Müsli-Sorten, frisches Obst, aber auch Käse und Schinken. Unter den zahlreichen Hotelgästen waren viele ältere Ehepaare, auch Touristen auf Gruppenreise und einige jüngere Einzelreisende beiderlei Geschlechts, die offenbar geschäftlich unterwegs waren. Mit dem Rentnerpaar aus Köln, die sich einige Tage Berlin anschauen wollten, wechselte er ein paar Worte. Er genehmigte sich ein üppiges Frühstück mit Eiern und Speck, danach eine Schüssel mit Früchten, Müsli und Joghurt.

Den Tag verbrachte er untätig im Hotelzimmer, das seinen Ansprüchen hinsichtlich Größe und Komfort völlig genügte. Um sich die Zeit zu vertreiben, surfte er mit dem Smartphone im Internet, suchte nach den neuesten Nachrichten und Infos zu Ereignissen mit Rasern. Immer noch spürte er ein starkes Gefühl von Unsicherheit und Beklemmung, dessen Ursache er nicht kannte. Er hoffte, durch das Treffen mit Elsa zu seiner gewohnten Sicherheit zurückzufinden.

Als er gegen Abend nach einem Spaziergang am stark belebten Hermannplatz ankam, war es viel zu früh. Zum Warten ging er in ein Café. Rechts vom Eingang saß ein junger Mann, der in den ausliegenden Zeitungen blätterte. Am Tresen bestellte ein älterer Herr einen Cappuccino to go. Simon ließ sich am Tresen eine Tasse Kaffee geben und setzte sich damit an einen freien Tisch. Inzwischen waren seit dem Zusammentreffen mit Elsa fast drei Monate vergangen. Simon erhoffte sich von ihr, viel von den Rasern und ihrem Milieu zu erfahren. Das war der Grund für seine Berlinreise, allerdings wollte er sie auch einfach wiedersehen. Deshalb war er nervös. Er hatte Lampenfieber. Hoffentlich würde seine Sympathie auf Gegenliebe stoßen. Immerhin hatte sie dem Treffen spontan zugestimmt. Er rührte den Kaffee kaum an. Ungeduldig bezahlte er. Pünktlich um achtzehn Uhr stand er vor dem libanesischen Restaurant. Die am Eingang in einem Schaukasten gezeigte Speisekarte studierte er eingehend, kannte aber keines der in deutsch und arabischen Buchstaben vorgestellten Gerichte. Von Elsa war weit und breit nichts zu sehen. Simon sah auf die Uhr. 18:23 Uhr. Das war weit über der Zeit. Für mehr als eine Viertelstunde ging er wartend die Straße hin und her. Er mochte es nicht, wenn sich jemand

verspätete. Er überlegte, sie anzurufen. Er unterließ es. Um sich die Zeit abzukürzen, ging er in den Buchladen an der Ecke und betrachtete die auf den Tischen ausgelegten Bücher. Da sah er, wie Elsa vom Eingang her nach ihm suchte. Sie trug eine schwarze Wolljacke, einen grauen, mittellangen Rock und halbhohe schwarze Stiefel. Als sie ihn entdeckte, lief sie atemlos auf ihn zu.

„Sorry, ich habe mich verspätet. Die Besprechung dauerte länger und ich konnte nicht weg. Der Akku meines Handys ist leer. Tut mir leid.“

Sie gaben sich die Hände, dann umarmten sie sich zuerst unbeholfen, doch dann drückte sie ihn für einen kurzen Augenblick sehr fest an sich. Sie schien sich wirklich über seinen Besuch zu freuen. Beim letzten Zusammentreffen hatte sie ihn durch ihre geschäftige zielstrebige Art und professionelle Distanziertheit eingeschüchtert. Zu Hause in Ückesdorf hatte er im Internet über Elsa Hausen recherchiert und erfahren, dass sie als bekannte Journalistin mit Berlins High Society und den Größen in Politik, Wirtschaft und Kultur verkehrte. Ihr gegenüber empfand er sich als Provinzler.

Im Restaurant waren so früh am Abend nur die wenigsten Tische besetzt. Eine freundliche Kellnerin geleitete sie zu ihrem Platz und entzündete die Kerze. Dann reichte sie ihnen die Speisekarte. Elsa wählte für beide einen vegetarischen Vorspeisenteller mit Humus, Kichererbsenbällchen und mit Spinat gefüllten Teigtaschen. Danach wurde ein im Tontopf geschmortes Lamm serviert, dazu Reis mit Petersiliensalat. Beide waren sich einig, dass das Essen köstlich schmeckte. Dazu passte die Flasche Cabernet Sauvignon wunderbar.

Er nahm einen langen Schluck vom Wein, atmete tief aus und sagte: „Elsa, du willst bestimmt wissen, was mich nach Berlin getrieben hat.“

„Allerdings“, bestätigte Elsa.

„Der Unfall und der Tod von Vera lassen mir keine Ruhe.“

„Das verstehe ich. Doch du hattest doch eine gute Stelle bei einer guten Firma. Warum hast du gekündigt?“

„Ich wollte einfach nicht mehr“, sagte Simon mit Nachdruck. „Diese ganze Technik, die Programme, die Software – nach dem Unfall konnte ich den Einstieg nicht mehr finden. Das alles interessiert mich nicht mehr. Da draußen laufen zwei Jungs rum, und man weiß nicht, wann sie das nächste Rennen starten. Natürlich verspüre ich den Wunsch nach Rache. Aber ich lebe ja auch in einem Rechtsstaat. Auf jeden Fall will ich dafür sorgen, dass diese beiden Jungs sich niemals wieder hinter ein Steuer setzen dürfen. Ja, das ist es, was ich will. Eine gerechte Strafe.“

Er schwieg einige Sekunden. Dann fügte er hinzu: „Und dem ganzen Auto-Wahnsinn ein Ende machen.“

Als ob sie den letzten Satz nicht gehört hätte, sagte Elsa: „Die beiden sind verurteilt, halt nur auf Bewährung. Aber der Staatsanwalt hat Revision angekündigt.“

„Mit dem Tod von Vera ist in mir ein richtiger Hass gegen Autos entstanden. Der Gestank und Lärm, die selbstzufriedenen Gesichter der Fahrer hinter den Lenkrädern gehen mir von Tag zu Tag mehr auf die Nerven. Und jetzt dieses Urteil.“

„Verstehe ich, mir geht es auch so“, stimmte Elsa zu. „Und doch brauche ich mein Auto gelegentlich.“

„Bei mir ist dieser Hass in letzter Zeit schlimmer geworden“, sagte Simon. „Weißt du, wie die SUVs in England genannt werden? Man nennt sie 'Chelsea-Traktoren' – eine Anspielung auf das Londoner Wohnviertel der Reichen und die Absurdität, solche Geländewagen durch London zu steuern. Neulich, bei einem nächtlichen Spaziergang, als ich an einigen SUVs vorbeikam, verspürte ich den Impuls, diese Monster zu beschädigen. Beulen reintreten, Seitenspiegel abreißen und so weiter. Nur weil dies zu viel Lärm gemacht hätte, habe ich es gelassen. Der Gedanke an das Anzünden kam mir auch schon.“

„Ich hoffe, dass du die Idee nicht von mir hast?“

Simon antwortete mit nachdenklicher Miene: „Das weiß ich nicht, aber die Idee ist gut.“

Dann fuhr er fort: „Wie soll ich das sagen, es hat etwas von einem persönlichen Hass. Ich kann Autos nicht mehr sehen, allein ihr Anblick macht mir Widerwillen.“

Simon stoppte seine Ausführung. Er schaute an ihr vorbei und schien die Wand hinter ihr zu betrachten.

„Aber das ist nicht alles. Ich stelle Vieles infrage. Das Leben und das, was gemeinhin als wichtig erachtet wird. Vieles kommt mir plötzlich so albern vor. Wichtigtuerei. Das ganze hysterische Getue um Konsum, Autos und Urlaubsreisen. Kaufhäuser und Supermärkte, vollgestopft mit sinnlosen Produkten in tausendfacher Ausführung, und dann das Internet und die ständige Werbung überall, und all den Mist. Es ist albern und lächerlich. Ich habe das alles so satt.“

Elsa: „Ich verstehe dich ja. Das kann einem auf die Nerven gehen. Aber so ist das nun mal.“

Simon steigerte sich immer mehr in seine Empörung rein. Mit Sorge beobachtete Elsa, wie er eine zweite Flasche Wein bestellte und reichlich nachgoss. Seine Wut wuchs mit dem Alkoholpegel.

Elsa versuchte ihn zu beruhigen: „Simon, ich kann deine Empörung über den Autowahnsinn verstehen. Ich kann sie nachvollziehen. Doch was soll ich mich ärgern? Mir geht's gut. Auch du kannst es dir gut gehen lassen. Geh doch dahin, wo es weniger Autos gibt. Du wohnst in Bonn. Da gibt es doch ländliche Umgebungen, weniger Lärm, weniger Krach. Wenn ich dich richtig verstanden habe, bist du ja ein gut situierter Frühpensionär.“

Simon schaute sie nachdenklich an: „Es ist ja nicht nur der Lärm außen. Ich komme einfach nicht mehr zur Ruhe, ich schlafe schlecht, liege für Stunden wach. Ich weiß einfach nicht, wie ich wieder runterkommen soll.“

„Warst du schon einmal beim Arzt?“, fragte Elsa besorgt.

Simon ärgerlich: „Das ist es nicht.“

Sie machten eine Pause. Simon füllte beide Weingläser.

„Ich habe mich gefragt, ob du noch Kontakt zu den Leuten hast, die damals das Auto angezündet haben, du weißt schon, als ich dich an der Stelle gefunden habe.“

Von Elsa kam ein rascher und erstaunter Blick: „Ach daher weht der Wind. Du willst Autos abfackeln! Pyromane spielen? Also deshalb bist du in Berlin?“

Sie lachte spöttisch auf.

„Quatsch, nein, natürlich nicht“, sagte er. „Obwohl ich zugeben muss, den Gedanken gehabt zu haben. Aber das ist nur Fantasie, nicht mehr. Wer hat schon keine Fantasien?“

Sie beugte sich über den Tisch hin zu ihm und sagte: „Es gibt hier einen Verein, der sich schon seit Jahren dem Kampf gegen das Auto verschrieben hat. Du solltest dich mit ihnen mal unterhalten. Die engagieren sich schon seit Jahren gegen das Raserunwesen.“

Für Simon kam der Vorschlag überraschend; zögernd sagte er: „Vielleicht sollte ich mir den Verein mal anschauen.“

Elsa schaute ihm in die Augen und sagte: „Ich schicke eine WhatsApp-Message an den Chef von 'Morgenwind', Otto Hartmann. Ich kenne Otto seit Jahren.“

Simon nickte. „O.k.“

Elsa griff zu ihrem Handy und tippte eine Nachricht: „Ich sitze hier mit Simon Wiegand. Raserunfall Ku'damm. Wiegand möchte eure Aktivitäten kennenlernen. Geht morgen?“

Die Antwort kam eine halbe Stunde später. „Geht klar. Übermorgen passt, zehn Uhr im Morgenwind-Büro. Unfall ist mir bekannt. Gruesse otto.“

Simon spürte, dass von Elsa eine Wirkung auf ihn ausging, die ihm in den vergangenen Monaten fremd geworden war. Er mochte Elsa, schon bei ihrem ersten nächtlichen Zusammentreffen. Sie imponierte ihm, mit ihrem Selbstbewusstsein, ihrer Professionalität und ihrem umfassenden Wissen. Er lauschte gerne ihren Erzählungen von ihrer Arbeit, von Interviews mit wichtigen Leuten, ihren Treffen mit Politikern, Wirtschaftsleuten und Schauspielern, die er nur aus dem Fernsehen kannte. Er genoss ihre warmherzige und ungezwungene Art. Ihre überraschenden Einfälle und ihre Spontaneität erheiterten ihn. Sie gefiel ihm.

Am Freitag wachte Simon früh auf. Ungeduldig wartete er, bis endlich um sieben Uhr das Frühstücksbuffet im Parterre eröffnet wurde. Für heute war das Gespräch mit dem Geschäftsführer von Morgenwind vereinbart. Er ließ sich mit dem Frühstück Zeit und studierte die ausliegenden Tageszeitungen. Als er um halb zehn das Hotel verließ, herrschte wie üblich ohrenbetäubender Straßenverkehr. Die Sonne schien, aber Simon spürte den ersten kalten Hauch des Herbstes. Nach einem Fußmarsch von zehn Minuten erreichte er das Morgenwind-Büro im Hinterhof einer der Nachbarstraßen. Er klingelte. Als nach einiger Zeit nichts passierte, drückte er gegen den Messingknauf der Eingangstür. Sie war nicht abgeschlossen. Er schob die schwere Tür auf und befand sich im Flur, der mit viel Büroausrüstung wie Kopierer und Regalen vollgestellt war. Es roch modrig, und ein schwacher Geruch von kaltem Rauch hing in der Luft. Eine junge Frau kam ihm entgegen und fragte, wen er sprechen wolle. Sie führte ihn zu einem Zimmer, an dem die Tür halb offenstand. Sie klopfte und rief: „Otto, du hast Besuch.“

Ein unverständliches Brummen folgte, dann deutlicher: „Bitte kommen Sie rein.“

Otto Hartmann, der Chef von Morgenwind, begrüßte ihn mit Handschlag.

„Sie sind bestimmt Simon Wiegand. Elsa hatte Sie angekündigt. Bitte nehmen Sie Platz. Möchten Sie einen Kaffee?“

Als Simon bejahte, verließ er den Raum und kam kurze Zeit darauf mit einem dampfenden Kaffeebecher zurück. „Zucker und Milch stehen hier.“

„Danke“, sagte Simon, griff zur Tetrapaktüte auf dem Tisch und goss einen Schluck Milch in die Tasse.

„Elsa hat mir gesagt, dass Ihre Frau bei dem Raserunfall am Ku'damm zu Tode gekommen ist. Es tut mir leid, dass Sie Ihre Frau verloren haben und dazu auf diese Weise.“

„Danke. Das ist alles für mich nicht einfach. Ich bin vorgestern aus Bonn gekommen. Ich finde seither keine Ruhe mehr.“

„Das kann ich mir vorstellen“, sagte Hartmann mitfühlend.

„Elsa Hausen war so nett, den Kontakt mit Ihnen herzustellen. Sie sagte, dass Ihre Organisation gegen das Raserunwesen aktiv ist.“

„Ja, Elsa“, sagte er. „Gute Journalistin, ich kenne sie seit Jahren.“

Hartmanns Tonfall entnahm Simon, dass er ihr großen Respekt entgegenbrachte. Er fuhr fort: „Ich werde Ihnen zuerst einmal sagen, was wir so machen und was wir als unsere Aufgabe ansehen. 'Morgenwind' gibt es so ungefähr seit zwanzig Jahren. Allgemein gesagt kämpfen wir für eine bessere Stadt. Der Autoverkehr ist dabei das größte Problem. Er beeinträchtigt die Lebensqualität in Berlin enorm. Unser Thema ist die Verkehrspolitik in Berlin und wie sie verbessert werden könnte. Wissen Sie, im Senat wechseln schon mal die Parteien, doch die Verkehrspolitik der Stadt bleibt immer gleich, nämlich katastrophal. Hauptursache: Alle lieben das Auto.“

Simon nahm einen Schluck aus seinem Kaffeebecher. Der Kaffee war heiß und gut. Hartmann setzte sich aufrecht.

„Ich habe noch nie einen Führerschein gehabt. Übrigens, niemand von uns hier hat ein Auto. Ich bin ein Gegner des Autos, aber das sage ich normalerweise nicht. Denn das Auto kann man nicht so ohne Weiteres bekämpfen. Da laufen Sie gegen eine Wand. Nein, wir stellen die positiven Wirkungen der Abwesenheit von Autos in den Vordergrund. Ihre Abwesenheit bedeutet bessere Luft, ruhigeres Wohnen, gesünderes Leben, eine höhere Lebensqualität in der Stadt.“

Simon nickte zustimmend: „Ein lobenswertes Unterfangen. Wie erfolgreich sind Sie damit?“

„Wir haben einiges erreicht“, sagte Hartmann stolz. „Einige Straßen und Viertel wurden aufgrund unserer Eingaben verkehrsberuhigt, für viele Straßen wurde die Geschwindigkeit auf dreißig Kilometer pro Stunde beschränkt, Fahrradwege und Fußgängerüberwege wurden eingerichtet, was gerade für Kinder und ältere Menschen sehr wichtig ist.“

„Das sind wichtige Erfolge, gratuliere.“

Hartmann dankte mit einem Kopfnicken und fuhr fort: „Noch ein Wort zu unserem Verein. Bei 'Morgenwind' mache ich die Verwaltung und halte den Laden zusammen. Neben mir gibt es noch Ernst Bukowski, er ist hier zuständig für die Kampagnen, und sonst alles. Er wollte noch zu uns stoßen.“

Hartmann warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

„Er kommt sicherlich gleich.“

Er fuhr fort: „Dann haben wir noch Adam Sartori und Kurt Seidel. Adam macht IT, Website und so. Adam Sartori ist unser Technikgenie, leider manchmal schon fast zu genial. Er kommt nur, wenn es ihm passt. Kurt ist für Buchhaltung und Finanzen zuständig. Meist haben wir noch mehrere

Praktikanten, gegenwärtig arbeiten zwei Praktikantinnen bei uns; für die Arbeit in unserem Bezirk haben wir Dutzende ehrenamtlicher Helfer.“

Es klopfte an der Tür und eine Sekunde später erschien Bukowski.

Hartmann schaute auf: „Hallo Ernst. Gut, dass du Zeit findest. Darf ich vorstellen. Das ist Ernst Bukowski.“

Dieser kam ein paar Schritte näher zum Tisch, blieb aber stehen.

Hartmann fuhr fort: „Und das ist Simon Wiegand. Er hat seine Frau bei dem Raserunfall am Ku’damm verloren.“

Zu Simon gewandt sagte er: „Herr Wiegand, ich habe Herrn Bukowski zu unserem Gespräch dazu gebeten. Wenn ich Elsa richtig verstanden habe, wollten Sie unsere Initiativen gegen das Raserunwesen kennenlernen.“

Bukowski gab Simon die Hand. Dann stellte er den mitgebrachten Kaffeebecher auf den Tisch und setzte sich schwungvoll. Simon schaute erstaunt den Neuankömmling an, der wie ein Leistungssportler wirkte. Ein breiter muskulöser Brustkasten, die Ärmel des T-Shirts spannten sich eng um die Oberarme, und kräftige Hände.

Bukowski sagte: „Ich habe damals den Unfall in der Presse verfolgt.“

Hartmann sagte: „Herr Wiegand interessiert sich für das Raser-Phänomen. Ernst, damit hast du dich ja intensiv beschäftigt.“

„Mich interessiert: Was machen Sie gegen die illegalen Autorennen in der Stadt?“, fragte Simon.

Hartmann überließ die Antwort Bukowski.

„Wir können nur indirekt wirken. Direkt vorgehen muss die Polizei, das ist ihre Aufgabe. Wir haben all die Jahre über die Medien die Politik auf dieses Problem hingewiesen. Gegenwärtig starten wir eine Initiative, das Strafmaß für solche Autorennen heraufzusetzen. Dieses Vorhaben hat an Momentum gewonnen, unter anderem auch durch den Tod Ihrer Frau.“

„Das ist doch ein Wahnsinn mit Rennen in Stadtgebieten, eine solche Brutalität“, ereiferte sich Simon. „Und die Polizei und die Politik sind offenbar völlig hilflos, zumindest passiert nichts.“

Hartmann nickte. „Da stimme ich Ihnen zu. Die Politik ignoriert das Problem weitgehend. Und die Justiz tut sich schwer mit ihren Urteilen.“

„Was weiß man von den Leuten, die solche Rennen fahren?“

„Wie in dem bedauernswerten Fall Ihrer Frau auch sind es meist junge Männer zwischen zwanzig und dreißig, häufig mit Migrationshintergrund, aber nicht nur. Zu lange hat Polizei und Justiz diese Vorfälle als normale Verkehrsdelikte behandelt. In Ihrem Fall kamen die beiden Raser wie üblich mit Bewährungsstrafen davon.“

„Dieses Urteil ist ein Skandal“, sagte Simon mit wachsender Wut. „Wahrscheinlich fahren die zwei Jungs schon wieder in der Gegend rum. Man müsste Ihnen die Autos wegnehmen und vor ihren Augen abfackeln und in die Schrottpresse werfen. Vielleicht würde das helfen.“

„Ich verstehe, dass Sie wütend sind. Das bin ich auch.“

Jetzt schaltete sich Bukowski ein: „Autorennen in der Stadt ist etwas völlig Irrationales. Man muss daher die Psy-

chen dieser Autofreaks verstehen. Es hat was mit dem Alter zu tun. Mir ist kein Fall bekannt, dass ein Vierzigjähriger bei einem illegalen Rennen ertappt wurde, auch kein Dreißigjähriger, und wie schon gesagt auch keine Frau. Die Kerle sind jung und hormongesteuert. Fakt ist, dass sie für Argumente völlig unzugänglich sind. Völlig. Nur rigorose Strafen könnten helfen.“

Simon sagte: „So etwas kennt man auch von der Autobahn. Irrationalitäten, völlig dummes Verhalten von Autofahrern, auch von Leuten, die deutlich älter waren.“

„Nun ja, jeder Autofahrer will vorne sein“, stimmte Bukowski zu. „Deshalb die überhöhten Geschwindigkeiten und das ständige Überholen. Von der Idee her ist ein Auto ein Werkzeug, um von A nach B zu kommen. Aber es ist mehr: Es ist ein Prestigeobjekt, eine Kampfmaschine, ein Panzer, ein Wertgegenstand, ein Lustobjekt, ein Spielzeug und vieles mehr.“

„Haben die Raser ein Vereinslokal?“, fragte Simon. „Wo treffen sie sich? Gibt es da eine Gruppe? Irgendwie war davon bei der Gerichtsverhandlung nie die Rede. Da sah es so aus, als ob sich zwei fehlgeleitete Jugendliche ein Rennen geliefert haben. Sind sie in irgendeiner Weise organisiert?“

„Soviel ich weiß, haben die Tuner eine Art Verein“, sagte Hartmann. „Allerdings sind Tuner aber nicht unbedingt die Raser und Poser am Ku’damm.“

Hartmann stand auf und ging zum Regal an der Wand.

„Ich lese gerade dieses Buch.“

Aus dem Regal nahm er ein stark zerlesenes Buch, aus dem viele weiße Lesezeichen ragten, aus dem Regalbrett und

zeigte Simon die Titelseite 'Mit dem Fortschritt gehen, nicht fahren'.

„Darin finden Sie alles zum Wahnsinn des Autoverkehrs. Wissen Sie beispielsweise, wie viele Menschen durch den Autoverkehr zu Tode kommen?“

Hartmann schaute Simon fragend an.

„Pro Jahr sterben weltweit 1,25 Millionen Menschen durch Autounfälle, davon sind die Hälfte keine Autoinsassen, sondern Passanten, Radfahrer, Mopedfahrer und so weiter.“

„Nein, das wusste ich nicht. Ich denke, die wenigsten Menschen wissen das.“

„Allein in Deutschland sterben jedes Jahr 4000 Menschen durch Verkehrsunfälle. Die Zahl der Menschen, die durch Feinstaub, Lärm und andere schädliche Auswirkungen des Autoverkehrs sterben, liegt weit darüber. Aber das ist schwieriger nachzuweisen, als wenn jemand tot auf der Straße liegt.“

Bukowski ergänzte: „Von Jahr zu Jahr kommen mehr Autos dazu, in Berlin, in Deutschland, weltweit. Und sie werden immer größer und schwerer. Also geht es noch schneller in die Katastrophe. Wenn du das so sagst, argumentierst du nicht nur gegen die Automobilindustrie, sondern du legst dich mit vielen Millionen Autofahrern an. Heute neu zugelassene Autos haben mehr als 150 PS, stellen Sie sich vor! Der Autowahn geht weiter. Es scheint, dass wir keine Chance haben. Und Benzin und Diesel, fossile Energie für sinn- und nutzlose Fahrten wird vergeudet, für Spazier- und Urlaubsfahrten, für das Suchen nach einem Parkplatz.“

„Wir von 'Morgenwind' sind mit unserer Position Außenseiter. Wenn die Politik noch nicht einmal in der Lage ist,

auf Autobahnen ein Tempolimit einzuführen, dann zeigt das deren Unfähigkeit. All diese Kampagnen, diese riesigen Konferenzen zum Umweltschutz und zur Klimaveränderung, das sind alles künstliche Inszenierungen, ein Sammelsurium an Phrasen. Das ist der totale Stillstand.“

Bukowski stimmte zu: „Die Politiker sind in dieser Hinsicht völlig unfähig, sie hören auf ihre Lobbyisten und haben nur ihre persönliche Karriere im Kopf. Sie stimmen den besorgniserregenden Prognosen der Untersuchungen zu, handeln aber nicht entsprechend. Man macht die Augen zu und sagt sich: Nach mir die Sintflut.“

„Wir können froh sein, dass wir die schlimmsten Konsequenzen des Klimawandels nicht mehr mitbekommen. Ich sage immer: Leute, das geht mich nichts mehr an. Andererseits denke ich: Wie kann man wegschauen, wenn ein ganzer Planet aufgrund der Dummheit seiner Bewohner einfach untergeht. Ja, die Zeit wird knapp. Es presst“, sagte Hartmann.

Simon hörte Hartmann und Bukowski stumm zu. Er war enttäuscht, dass sie zu dem Raserunwesen offenbar wenig zu sagen hatten.

Hartmann wandte sich wieder Simon zu: „Wissen Sie“, sagte er. „Wenn man das sechzigste Lebensjahr erreicht hat, schaut man mehr zurück als nach vorne, hat manche Illusion verloren. Die Menschheit wird sich so oder so zugrunde richten. Kein Zweifel, die Zukunft ist düster. Aber ich bin müde geworden, nach all den Jahren des Kampfes gegen die Ignoranz, die Anfeindungen und die Dummheit.“

Bukowski griff nach der Zeitung auf dem Schreibtisch und faltete sie auseinander.

„Habt ihr schon gesehen. Wieder ein Angriff auf ein Auto.“

Er grinste.

„Mir scheint, dass sich solche Vorfälle häufen. Meist handelt es sich um Brandstiftungen. Hier einmal etwas anderes. Eine Meldung aus dem heutigen Tagesspiegel. Ich zitiere: 'Bölller richtet hohen Schaden an. Bislang unbekannte Täter haben am Donnerstagabend gegen 21 Uhr einen Bölller unter die Motorhaube eines abgestellten Mercedes in Wedding gesteckt und gezündet. Anwohner wurden durch ein Detonationsgeräusch aufgeschreckt.' „

„Na ja, da ist Wut am Werk“, sagte Hartmann. „Aber die Verkehrsprobleme der Stadt werden so nicht gelöst.“

„Aber diese Angriffe gegen Autos nehmen zu. Da gibt es Radaubrüder, die ihren besoffenen Übermut an Autos auslassen. Es gibt auch gezielte Aktionen von Ökoaktivisten. Das sind dann Leute, die meinen, aus ethischer Verantwortung heraus Autos abfackeln zu müssen, um die Welt vor dem Untergang zu bewahren.“

„Leider schaden diese Wirrköpfe unserer Sache für eine bessere Verkehrspolitik.“

„Da mögen Sie recht haben“, sagte Simon. „Aber irgendwie gefallen mir diese Aktivisten. Sie tun etwas. Mutig!“

Hartmann und Bukowski schauten ihn verwundert an.

Simon sagte: „Mir scheint, dass es an der Zeit ist, mehr Tempo zu machen. Manchmal muss man mit dem Beil vorgehen.“

Simon nahm einen Schluck von seinem Kaffee. Er war kalt.

„Möchten Sie noch einen?“

„Nein, ich möchte Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen.“

Hartmann schien einem Ende des Gesprächs nicht abgeneigt.

„Ja dann, Herr Wiegand. Es war schön, dass wir uns kennengelernt haben und ich Ihnen etwas von unserer Arbeit zeigen konnte.“

Simon nickte und erhob sich.

„Ich danke Ihnen. Für mich waren das sehr interessante Informationen und Überlegungen.“

Hartmann hob die Hand. „Halt, einen Moment noch! Da habe ich noch etwas, das Sie interessieren könnte.“

Er ging zum Schreibtisch, nahm von einem Stapel ein Schriftstück aus grauem Umweltschutz-Papier und reichte es Simon. Simon warf einen Blick darauf.

„Das ist ein Einladungsschreiben. Wie sie sehen, planen wir ein Volksbegehren, um die Belastung durch die Autos in Berlin zu reduzieren. Es hat den Namen 'Autofreies Berlin'. Dazu gibt es übermorgen eine Info-Veranstaltung. Wenn Sie dann noch in Berlin sind, kommen sie doch dazu. Sie sind herzlich eingeladen.“

„Danke für die Einladung, ich werde es mir überlegen.“

Simon faltete das Blatt sorgfältig zusammen und steckte es in seine Jackentasche. Noch wusste er nicht, ob er teilnehmen würde, aber er fühlte sich durch die Einladung geehrt.

Auf dem Weg zurück ins Hotel begann es zu nieseln und kalte Böen fegten durch die Straße. Der Niesel steigerte sich zu einem kräftigen Herbstregen. Simon hatte keinen Schirm dabei. Um den kalten Regentropfen und der Gischt von den vorbeirauschenden Autos zu entgehen, hastete er so dicht wie

möglich an der Häuserfront entlang. Um aus dem Regen raus zu kommen, floh er in einen Schnellimbiss und bestellte einen Döner Kebab. Bei der Rückkehr ins Hotel machte ihn die junge Frau an der Rezeption mit einem Lächeln darauf aufmerksam, dass die Knoblauchsoße auf seiner Jacke eine dicke Kleckerspur hinterlassen hatte.

Im Badezimmer versuchte er mit dem Handtuch den Fleck zu entfernen, was ihm halbwegs gelang. Im Zimmer war es stickig, und er öffnete das Fenster. Kühle Herbstluft strömte in den Raum. Er lehnte sich aus dem Fenster. Durch die Lücke zwischen Hotel und Nachbarhaus sah er bis auf die Sonnenallee. Draußen regnete es kräftig. Über den glänzenden Asphalt rauschte lautstark der Verkehr. Wegen des Autolärms schloss er das Fenster wieder. Er zog seine nassen Schuhe aus und legte sich aufs Bett, um seine Unternehmungen für die nächsten Tage zu planen. Seit seiner Ankunft war er nicht wieder am Ku'damm gewesen, und er hatte nicht vor, das zu tun. In den nächsten Tagen recherchierte er am Laptop weiter nach Raserunfällen in Berlin, las das Einladungsschreiben von 'Morgenwind', durchstöberte deren Internet-Präsenz und beschäftigte sich mit dem Unterschied zwischen Volksbefragung und Volksbegehren. Er las auf dem Laptop wissenschaftliche Artikel zu den ökologischen Auswirkungen des Autoverkehrs. Allmählich entwickelte er sich zum Experten für dessen ökologischen Implikationen.

Gegen Abend ging Simon von seinem Hotel los und erreichte den Raum in der Mehrzweckhalle des Bezirksamts Neukölln

um 18:45 Uhr. Er war zu früh. Auf einem Tisch im Eingangsbereich fand er den Entwurf für das Volksbegehren 'Autofreies Berlin' ausgelegt. Er betrat den schmucklosen Raum, eine Fensterreihe an einer Seite, eine Reihe von Holzstühlen, von denen nur wenige besetzt waren. Er setzte sich in die letzte Reihe. Hartmann und Bukowski sah er vorn im Raum in einem Kreis von Leuten stehen. Davor stand ein Projektortisch mit Beamer, rechts ein Stehpult, an der Stirnseite des Raums eine breite Leinwand mit den großen Buchstaben 'Autofreies Berlin' und darunter der geplante Programmablauf.

Langsam füllte sich der Raum. Nach und nach wurden die freien Plätze in den Stuhlreihen besetzt. Aus einem Nachbarraum wurden weitere Stühle rein getragen. Teilnehmer begannen sich entlang der Wand auf den Boden zu setzen. Einige fingen an in den Unterlagen auf ihren Knien zu blättern, andere beschäftigten sich mit ihren Laptops oder Handys. Hartmann ging nach vorne an das Rednerpult und stellte sich an das Mikrofon.

„Für alle, die mich nicht kennen sollten: Ich bin Otto Hartmann, Geschäftsführer von 'Morgenwind' und heute hier als Neuköllner Vertreter der Initiative 'Autofreies Berlin'. Es ist meine Aufgabe und Ehre, hier in Neukölln die Informations- und Diskussionsveranstaltung 'Autofreies Berlin' zu eröffnen.“

Hartmann hielt inne und blickte für einen Augenblick in die Runde.

„Ich möchte Ihnen kurz unsere Initiative 'Bündnis für ein autofreies Berlin' vorstellen. Wir sind davon überzeugt, dass eine lebenswerte Stadt nicht dem ungebremsten Automobil-

verkehr überlassen werden darf. In einem kurzen Vortrag werde ich Ihnen das Konzept vorstellen, das wir in unserer Vorbereitungsgruppe erarbeitet haben. Der erste Schritt zur Erwirkung eines Volksentscheids in Berlin ist der Antrag auf Einleitung eines Volksbegehrens. Für den Antrag auf ein Volksbegehren für 'Autofreies Berlin' müssen 20.000 Unterschriften gesammelt werden. Wenn die da sind, folgt der nächste Schritt.“

Dann ging er in die Details. Simon verlor nach einer halben Stunde die Aufmerksamkeit. Irgendwie ging es jetzt um rechtliche Spitzfindigkeiten, kleinliches Hin- und Her. Er langweilte sich. Erst als Hartmann sagte: „Doch jetzt möchte ich Ihnen die Vorschläge für das Volksbegehren vorstellen,“ hörte er wieder zu.

In diesem Moment erstrahlte ein Beamerbild mit der Überschrift 'Volksbegehren – die Forderungen' auf der Leinwand hinter dem Podium. Hartmann zeigte mit der rechten Hand auf den ersten der drei Punkte und begann mit seinen Erläuterungen.

„Ab 2022 soll es im Stadtbereich zwei Zonen geben. Zone 1: Citybereich ist Fußgängerzone. Hier ist nur Lieferverkehr für 3 Stunden zulässig. Zone 2: Im Rest der Stadt gilt mit Ausnahme der Autobahnen die Begrenzung auf 30 km/h. Zweiter Punkt: Ab 2025 dürfen Kfz mit Verbrennungsmotor mit mehr als 1000 Kilogramm Leergewicht nicht mehr in das Stadtgebiet einfahren.“

Hartmann stoppte und sprach nun direkt zu den Anwesenden: „Ich weiß, dass das einen Schrei der Empörung geben wird.“

Dann zeigte er wieder auf den Bildschirm.

„Und zum Dritten dürfen ab 2030 in Berlin nur noch Null-Emissions-Fahrzeuge Berlins Straßen befahren. Das sind die drei zentralen Forderungen unseres Volksbegehrens.“

Hartmann beendete seine Ausführung und schaute die Reihen der Teilnehmer an.

„Das sind die drei Punkte, die wir bei unserem letzten Treffen in der Vorbereitungsgruppe erarbeitet haben. Damit mache ich erst mal Schluss und bitte um Kritik, Vorschläge und Kommentare.“

Als sich im weiteren Verlauf die Diskussion immer mehr in rechtliche Detailfragen vertiefte, begann Simons Aufmerksamkeit abzuschweifen. Diese Volksbefragung war nicht sein Thema, das war Sache der Berliner. Er wurde wieder wach, als sich militante Autogegner zu Wort meldeten. Den Anfang machte eine große füllige Frau von Mitte zwanzig, die sich als Monika Fellner vorstellte: „Wir von den 'Öko-Rebellen' unterstützen das Volksbegehren. Das ist eine gute Idee. Bin ich auch dafür, sofort. Doch leider wird das nicht reichen. Wir brauchen militante Aktionen um den Widerstand zu mobilisieren! Und zwar jetzt!“

Einer ihrer Mitkämpfer, der sich als Sebastian Moor vorstellte, assistierte: „Warum animieren wir die Graffiti-Sprüher nicht, sich nützlich zu betätigen? Nicht wehrlose Wände vollzusprühen, sondern des Nachts schöne große SUVs und schnelle elegante Sportwagen mit Sprühdosen verschönern.“

Lautes Lachen aus einer Ecke des Raums.

„Das ist strafbar“, rief Hartmann aufgebracht. „Wir von 'Morgenwind' werden uns an solchen Dingen auf keinen Fall beteiligen, in keiner Weise.“

Moor entgegnete: „Keiner will, dass jemand ins Gefängnis kommt. Man könnte auch Flugblätter hinter die Scheibenwischer klemmen.“

Hartmann erwiderte: „Neu ist die Idee nicht. Kann man machen, aber ob es hilft? Ich glaube nicht.“

Monika Fellner meldete sich wieder: „Ich finde die Idee besser, den Sport- und Geländewagen die Luft aus den Reifen zu lassen. Wenn die Besitzer am Morgen zu ihrem Auto kommen, finden sie nicht nur platte Reifen vor, sondern auch einen Handzettel an der Windschutzscheibe. Dieser weist sie darauf hin, dass sie im Begriff sind, die Luft ihrer Mitmenschen zu verschmutzen. Man kann auf den Klimawandel hinweisen. Es wird kein bleibender Schaden verursacht. Man kann auch höflich empfehlen, in Zukunft zu Fuß zu gehen oder öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen.“

Hartmann winkte ab: „Gut und recht, das kann aber keine Aktion von 'Morgenwind' sein.“

Dann stand ein junger Mann auf, groß gewachsen, breit-schultrig, khakifarbene gefütterte Baumwolljacke, braune Baumwollhose mit schweren ledernen Wanderstiefeln. „Ich bin Fritz Luhmann. Es ist ein Skandal“, sagte er. „Es kann doch nicht sein, dass diese Autobesitzer die ganze Stadt belästigen. Das ist brutal. Dagegen ist Widerstand angesagt.“

Aus der Gruppe der 'Öko-Rebellen' ergänzte jemand: „Der Autoverkehr verletzt das Menschenrecht auf eine gesunde Umgebung ohne Lärm und Gestank.“

Luhmann fuhr fort: „Ich möchte einen Vorschlag machen, bitte. Wir müssen den Autofahrern in ihren überdimensionierten sprithungrigen Kisten deutlich machen, dass ihr Tun nicht akzeptiert und nicht toleriert wird. Wie ma-

chen wir das deutlich? Mit einem Sticker, den wir in nächtlichen Aktionen auf deren Kisten kleben, nur den Großen. Aufkleber, die nicht einfach abgezogen werden können. Aufkleber wie z.B. 'Ich vergifte unser Klima' oder 'Ich bin ein Klimakiller' oder ein roter ovaler Aufkleber mit dem weißen Schriftzug 'Stinker', mit rauchendem Auspuffrohr als Symbol.“

Hartmann fragte Luhmann direkt: „Und welchen Erfolg erhoffen Sie sich von dieser Aufkleber-Sache?“

Luhmann entgegnete: „Na ja, wenn diese Aufkleber am Lack gut haften, kann ihre Entfernung ganz schön Arbeit machen.“

Niemand ging darauf ein, auch Hartmann nicht.

Jetzt meldete sich eine ältere Frau aus der hinteren Reihe zu Wort: „Es ist doch so, dass viele selbst kein Auto haben und vom Autoverkehr nur negativ betroffen sind. In Berlin haben viele Haushalte kein Auto. Ich auch nicht. Eigentlich sind wir die Mehrheit. Wir Nicht-Autofahrer sind viele, auch die vielen Kinder.“

Eine Frau im grauen Kostüm mittleren Alters, die bisher nichts gesagt hatte, meldete sich zu Wort: „Autos beschädigen, so dumm ist das nicht. Es ist doch gewaltlos, harmlos im Vergleich zu dem, was uns die Fahrer der Kisten Tag für Tag antun. Ein Akt des Widerstands. Neulich kam die Meldung, dass ein Rentner von achtzig Jahren mit seinem Rollator in mehreren Wochen geparkte Autos in Serie zerkratzt hat. Leider hat man ihn bei seiner siebenundneunzigsten Aktion erwischt. Das erfordert Mut. Denn wenn sich rumspricht, dass in einer Straße Autos zerkratzt werden, wird das die Belastung der Anwohner reduzieren.“

Hartmann sarkastisch: „Und so unsere Initiative unterstützen? Schöne Zielsetzung. Ich kann mich an eine ähnliche Aktion erinnern. Der Lack war beschädigt worden – der heilige Lack am heiligen Auto. Es gab Anzeigen wegen Sachbeschädigung. Und ein Besitzer wurde zum Berserker. Es gab Verletzte. Übrigens, die Poser am Ku’damm sehen nicht so aus, als ob sie eine Beschädigung ihrer heiligen Karossen ohne Weiteres entschuldigen würden.“

Ein weiteres Mitglied der 'Öko-Rebellen' schlug vor: „Man kann das nachts machen, zwischen ein und drei Uhr.“

Hartmann schaltete sich mit seiner Autorität als Diskussionsleiter ein: „Ich kann das nicht unterstützen. Vorsicht mit solchen Vorschlägen. Wir reden hier von einem Volksbegehren und wie wir das auf die Beine stellen. Ich denke, wir sollten uns darauf konzentrieren.“

Fritz Luhmann warf ein: „Niemand ist bereit, freiwillig aufs Autofahren zu verzichten. So eine Volksbefragung hat bei der gegenwärtigen Auto-Euphorie keine Chance. Man muss den Leuten schon auf die Sprünge helfen.“ Er grinste. „Mir scheint, dass hier auch viel Theoretiker und Schönredner vertreten sind.“ Dabei schaute er zu Bukowski und Hartmann.

Sebastian Moor von den 'Öko-Rebellen': „Die Belästigung durch den Autoverkehr hat mittlerweile solche Dimensionen angenommen, dass Leute zur Selbsthilfe greifen. Sie zünden die Autos einfach an. In Frankreich kam am Nationalfeiertag, dem 14. Juli, in vielen Städten Frankreichs zu Aktionen. Über tausend Autos wurden abgebrannt.“

Fritz Luhmann ergänzte: „Das Anstecken von Autos ist in Frankreich tief verwurzelt. Aber es greift auf Deutschland

über. In Frankfurt wurden letzte Woche allein in einer Nacht sieben Fahrzeuge abgefackelt.“

Hartmann schaltete sich jetzt wieder in die Diskussion ein.

„Wir von 'Morgenwind' halten von solchen Aktionen gar nichts. Ich weiß sogar, dass beispielsweise in Frankreich allein in einem Jahr fünftausend Autos abgebrannt sind. Und hat das den Bestand reduziert, hat das einen Meinungsumschwung zu einer anderen Verkehrspolitik herbeigeführt? Nein. Autos anstecken, aus welchen Motiven auch immer, bringt nichts, höchstens werden wir verunglimpft.“

Aus der Gruppe der 'Öko-Rebellen' meldete sich ein junger Mann zu Wort: „Wir müssen für diese Aktion mit Leuten starten, die kein Auto haben, aber vom Autoverkehr negativ betroffen sind. Dort in den Wohnbezirken, wo die Leute leben. Dort muss der Aufstand initiiert werden.“

Man sah Hartmann an, dass ihm die 'Öko-Rebellen' mit ihren anarchistischen Vorschlägen immer mehr auf die Nerven gingen. Er rief erregt aus: „Aber, Freunde, welcher Aufstand? Bitte, es geht uns hier um ein Volksbegehren und um bessere Verkehrskonzepte, nicht um Revolution und Weltveränderung. Unsere Sache ist weder mit Aufklebern, noch mit Graffiti, noch mit dem Abfackeln von Autos geholfen. Wenn Sie Flugblätter hinter die Scheibenwischer klemmen wollen, bitte sehr. Ich kann Sie nicht davon abhalten.“

Es gab lautstarken Protest aus der Ecke der 'Öko-Rebellen'. Hartmann schien sich einen Ruck zu geben, um die jetzt tumultartige Diskussion wieder zurück zum Thema zu bringen. Er sagte: „Dafür habe ich nicht all die Jahre gearbeitet, dass ich auf meine alten Tage noch in den Knast

komme. Ich bin verantwortlich für 'Morgenwind' und wir haben in den vergangenen Jahren gute Arbeit geleistet. Ich will nicht, dass solche Aktionen unsere Erfolge gefährden. Und diese Aktionen würden unser geplantes Volksbegehren unmöglich machen.“

Simon sah, wie die 'Öko-Rebellen' aufstanden, Stuhlbeine über den Boden kratzten und einer nach dem andern den Raum verließen. Einer sagte beim Rausgehen für alle hörbar: „Hier verplempern wir nur unsere Zeit.“ Eine Minute später erhob sich auch Simon vom Stuhl und folgte ihnen.

Im Gedränge vor der Tür suchte Simon nach dem jungen Teilnehmer, der sich als Mitglied der 'Öko-Rebellen' vorgestellt und vehement für militante Aktionen plädiert hatte. Simon hatte sich seinen Namen gemerkt. Fritz Luhmann. Er könnte der richtige Mann sein. Er erwischte Luhmann, als dieser gerade durch die Schwingtür nach draußen gehen wollte. Simon zog ihn beiseite. „Ich würde gerne mit Ihnen reden, haben Sie ein paar Minuten?“

Etwas widerwillig ließ er sich von Simon an einen der Stehtische im Eingangsbereich führen. Luhmann überragte die meisten der Anwesenden, lange dunkelblonde gelockte Haare, breite Schultern, die Nickelbrille auf der Nase gab ihm den Charakter eines Intellektuellen.

Simon eröffnete das Gespräch: „Ich glaube, dass Sie recht haben, also das, was Sie zu dem Raserunwesen gesagt haben. Da müssen ganz andere Maßnahmen her.“

Luhmann schaute ihn misstrauisch an und ließ dann den Blick über Simons Kleidung gleiten: „Ist das so? Sie sehen eher wie jemand aus, der selbst einen SUV fährt.“ Simon folgte seinem Blick und realisierte, dass sein Outfit mit modischen Jeans, grauem Hemd und edlem Designer-Sakko Anlass zu einer solchen Vermutung geben konnte.

„Sie täuschen sich“, erwiderte Simon. „Übrigens, ich heiße Simon Wiegand. Ich bin der Ehemann der Frau, die im März am Ku’damm zu Tode gekommen ist.“

Luhmann blickte jetzt erstaunt hoch und schien sein Gegenüber zum ersten Mal wahrzunehmen: „Ja, diese zwei Raser. Bewährung haben sie gekriegt. Ich verstehe, dass Sie sauer sind.“

Luhmann war auf einmal freundlich.

„Ich wollte mit Ihnen etwas besprechen“, sagte Simon. „Doch hier ist es zu laut und hektisch.“

„Ich kenne einen guten Laden nicht weit von hier. Ich könnte auch gut etwas zu essen vertragen.“

„Einverstanden“.

Sie gingen los und Luhmann führte sie wenige Hundert Meter weiter zu einem türkischen Schnellimbiss in der Karl-Marx-Straße. Sie setzten sich auf Barhocker an der Wand ganz am Ende des Raums. Luhmann bestellte Döner und Cola für beide.

Luhmann war immer noch verärgert über den Verlauf der Diskussion.

„Diese Volksbefragung, das ist doch ein Witz. Lächerlich angesichts der Größe des Problems.“

Simon fragte: „Was meinen Sie?“

„Ich meine diese Toleranz gegenüber dem Auto. Sie verpesten mit ihren Abgasen ihre Mitmenschen, und Politik und Justiz lassen es geschehen. Dabei werden sie nicht einmal die notwendigen 20.000 Stimmen zusammenbekommen.“

Simon bestätigte: „Eine ganz merkwürdige Toleranz, da stimme ich Ihnen zu.“

Pause.

„Aber einige Ihrer Forderungen klangen für mich etwas utopisch. Wollen Sie und Ihr Verein eine ganz andere Gesellschaft?“

Luhmann wies die Frage mit einer verächtlichen Handbewegung zurück: „Das interessiert mich nicht. Darum geht es nicht. Utopien haben die Menschheit noch nie weitergebracht. Utopien machen alles nur schlimmer. Nein, es geht nur noch darum, die Menschen vor der eigenen Zerstörung zu bewahren. Wenn ich dazu einen Beitrag leisten kann, bin ich zufrieden. Mehr will ich nicht.“

„Ich habe Ihnen aufmerksam zugehört. Manche Ihrer Forderungen klangen absolut vernünftig, dass zum Beispiel die SUVs aus der Stadt raus müssen. Allerdings gibt neben SUVs noch andere Fahrzeuge, die hier auch nichts zu suchen haben.“

Luhmann fragte erstaunt: „Was meinen Sie?“

„Zum Beispiel schnelle Sportwagen.“ Er schaut aus den Augenwinkeln an Luhmann vorbei an die Wand hinter ihnen. Luhmann warf Simon einen überraschten Blick zu und aß dann schweigend weiter.

Simon sagte leise: „Ich habe gehört, dass in letzter Zeit in Berlin vermehrt solche Fahrzeugtypen Opfer von Brandanschlägen wurden.“

Er schaute Luhmann fragend an. Dieser reagierte nicht, schaute stumm ins Leere und sagte langsam: „Stimmt. Habe ich auch gehört, geht ja täglich durch die Medien.“

Sie schwiegen.

„Sie möchten für den Tod Ihrer Frau Rache nehmen?“, fragte Luhmann.

„Kann man so sehen“, sagte Simon. „Autofahrer dürfen ihre Mitmenschen zu Tode bringen, werden nicht bestraft oder kommen mit Bewährungsstrafen davon.“

„Das sollte nicht sein“, meinte Luhmann zustimmend.

„Ich denke, man sollte den Kerl nicht mit einer Bewährungsstrafe davonkommen lassen.“

„Sollte man eigentlich nicht.“

Simon schaute Luhmann direkt an und sagte: „Zumindest sollte das Auto des Täters in Flammen aufgehen. Doch der Verdacht würde auf mich fallen.“

Luhmann nickte zustimmend: „Naheliegend, sehe ich auch so. Ich soll für Sie ihre Wut ausleben?“

„Wenn Sie das so sehen wollen, die Wut ausleben. Doch wie machen?“

„Ich kenne jemanden, der schon einmal ein Auto angezündet hat.“

Simon erstaunt: „Ach.“

Luhmann fügte hinzu: „Natürlich kenne ich ihn nicht persönlich. Aber ein Freund kennt ihn. Ist ja alles mit etwas Risiko verbunden.“

„Was meinen Sie, könnte man den einmal fragen?“

Luhmann wandte sich etwas ab und ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Drei Jugendliche, offenbar Schü-

ler, kamen rein und stellten sich zum Bestellen an den Treisen.

Luhmann erwiderte leise: „Wenn ich ihn mal treffe, könnte ich ihn fragen. So ohne Weiteres macht er das nicht.“

„Würde Geld helfen?“

„Wer braucht schon kein Geld? Aber er ist ein Idealist, macht sich nichts aus Geld. Vielleicht wäre eine Spende für einen wohltätigen Zweck eine Möglichkeit.“

Simon fragte erstaunt: „An einen Verein?“

„Ja, zum Beispiel an die 'Öko-Rebellen', die sind gemeinnützig im weitesten Sinn. Seit einem halben Jahr allerdings nicht mehr von der Steuer absetzbar, ich bedaure.“

Luhmann verzog keine Miene.

„Auch das Auto des Vaters des Todesfahrers wäre fällig. Vermutlich ein großer Mercedes. Beide Fahrzeuge stehen womöglich auf dem Grundstück des Vaters in Zehlendorf, was aber noch zu prüfen wäre.“

„Sollte kein Problem machen. Zwei Spenden von je tausend Euro würden bestimmt genügen. Anonym natürlich, in Ihrem Interesse.“

„Geben Sie mir die Bankverbindung. Tausend Euro überweise ich heute noch, danach fahre ich nach Bonn zurück. Sobald es eine positive Nachricht gibt, kommen die nächsten Tausend.“

Luhmann sagte leise: „Natürlich kann ich nicht für meinen Bekannten sprechen. Aber ich denke, dass er einverstanden wäre. Ich schreibe Ihnen die Kontonummer auf.“

Damit zog er aus seinem Rucksack ein leeres, ziemlich zerknülltes Blatt und kritzelte darauf die Bankverbindung. Simon faltete den Zettel und steckte ihn in die Jackentasche.

Dann kramte er in seinem Geldbeutel: „Hier meine Karte mit Telefonnummer. Bitte um eine kurze Meldung nach Erfolg.“

Luhmann wehrte ab: „Der Erfolg wird sowieso in den rbb-Abendnachrichten gemeldet werden, vermutlich in ein oder zwei Wochen.“

„Ein kurzer Telefonanruf wäre hilfreich, etwa 'Flughafen Tempelhof ist geschlossen'. Aus einer Telefonzelle wäre gut.“

Nach einer kurzen Denkpause steckte Luhmann die Visitenkarte ein und sagte: „O.K., einverstanden.“

„Dann ist ja alles klar.“

„Wie lange wollen Sie denn noch in Berlin bleiben?“, fragte Luhmann. „Ist ja nur wegen des Alibis.“

Simon überlegte einen Moment und antwortete: „Morgen oder übermorgen.“

„Alles klar.“

Luhmann verließ die Imbissbude zuerst.

Simon blieb noch sitzen. Er war zufrieden mit dem Gespräch. Dieser Luhmann war gut, ein Kämpfer mit Wut im Bauch. Bei den 'Öko-Rebellen' spürte man eine Wut, die Simon auch kannte. Er zweifelte keinen Moment daran, dass diese beiden Fahrzeuge bald in Flammen aufgehen würden. Er war froh, jetzt diese Lösung mit Luhmann gefunden zu haben. Das war etwas, was getan werden musste. Aber er wollte einen größeren Sieg. Simon trank seine Cola aus und bezahlte die Rechnung.

Als er vom Imbiss auf die Sonnenallee trat, erwartete ihn ein ohrenbetäubender Verkehrslärm. Es hatte zu regnen begonnen. Das laute Zischen der Räder auf dem nassen Asphalt schmerzte in seinen Ohren. Ja, er wollte Rache, und

jetzt hatte er eine elegante Lösung gefunden, um seine Mordfantasien gegen den Todesfahrer auf einen konstruktiven Weg zu bringen. Ja, er war enttäuscht von 'Morgenwind'. Diese nutzlosen Diskussionen, Meetings, Resolutionen und Volksbefragungen. Während der Veranstaltung hatte es ihn kaum auf dem Sitz gehalten. Bei aller Sympathie für Hartmann, Bukowski und Konsorten – von ihnen war nichts zu erwarten, nur reden, reden, reden. „Das Wort ist nicht die Tat, nur die Tat ist die Tat“, dachte Simon.

„Hallo Elsa, hast du heute Abend schon etwas vor?“

„Stell dir vor, ich habe nichts vor. Gerade hat mein Interpartner abgesagt. Aber ist mir auch recht. Bist du noch in Berlin?“

„Ja, ich fahre morgen nach Bonn zurück. Ich bin hier soweit fertig. Das Meeting zur Volksbefragung habe ich besucht. Interessant, diese Leute.“

„Sag ich doch. Hängst du immer noch im Hotel in der Sonnenallee rum?“

Simon bestätigte.

„Dann komm doch rüber, ich wohne gleich um die Ecke, Nähe Hasenheide. Das Wetter ist schön, wir gehen dort eine Runde spazieren.“

„Einverstanden.“

Im Park herrschte sonniges, aber kaltes Herbstwetter. Für Simon war der weiträumige, mitten in Berlin gelegene Park Hasenheide eine Überraschung. Elsa schien sich in diesem Geflecht an Wegkreuzungen bestens auszukennen. Unter

ihren Füßen lagen in dicken Schichten nasse Herbstblätter. Der Himmel war klar und die Sonne schien durch die kahlen Baumkronen. Nur wenige Leute gingen spazieren. Ein paar Rentner saßen auf den Bänken. Kinder in warmer Winterkleidung tobten durch die Grünanlage und spielten Verstecken hinter den dicken Bäumen. Viele Hunde wurden an der Leine spazieren geführt, einige liefen frei rum. Elsa wies auf einige dunkelhäutige Männer, die man an mehreren Stellen im Park stehen sah.

„Das sind afrikanische Drogendealer“, sagte sie. „Manchmal macht die Polizei eine Razzia. Nach ein paar Tagen ist alles wieder wie vorher.“

Simon schaute um sich. Junge schwarzafrikanische Männer mit dicken Anoraks, die Kapuzen tief über die Köpfe gezogen, standen in Kleingruppen zusammen. Einige saßen auf wackligen Campingstühlen. Andere schlenderten entlang der Spazierwege und warteten auf Kunden. Doch diese waren nicht zu sehen. Offenbar fand die junge Frau, deren blonder Pferdeschwanz im Takt hin und her schwang, während sie vorbeijoggte, die schwarzen Gestalten nicht besonders bedrohlich.

„Dealer gibt es nicht nur hier“, erläuterte Elsa, „der Hauptumsatz an Drogen wird im Görlitzer Park gemacht.“

„Das Drogengeschäft findet ja völlig offen statt! Was macht denn die Polizei?“

„Die ist weitgehend hilflos. Diese jungen Menschen haben es durch die Sahara und über das Mittelmeer bis hierher geschafft. Verglichen damit ist das Geschäft gefahrlos. Nun kämpfen sie sich hier auch irgendwie durch. Sie sind völlig isoliert von der deutschen Gesellschaft. Sie haben auch kei-

nen Anschluss an die Afrikaner, die mit Visum und Stipendium legal hier sind. Eine kleine Welt junger dunkelhäutiger Männer, eigentlich können sie einem leid tun, perspektivlos, verloren und verlassen, auf den Sozialstaat angewiesen. Keine Eroberer, wie manche Leute ihnen vorwerfen. Ich bezweifle allerdings, dass es sich um politisch Verfolgte handelt.“

Sie gingen weiter. Ein älterer Penner, mit einer Bierflasche in der Hand, saß zwischen mehreren mit seinen Halbseligkeiten gefüllten Plastiktüten auf einer Bank. Ein rotes Eichhörnchen huschte über den Weg, lief an einem Baum hoch und verschwand hinter dem dicken Stamm. Sie kamen an einem mit Schilf bewachsenen Teich vorbei, der von einem Stellgitter großräumig umzogen war. Dort stand eine alte Frau, die versuchte den Schwänen Brotstückchen zuzuworfen. Obwohl der schmale Uferweg für Radfahrer gesperrt war, mussten Elsa und Simon immer wieder zur Seite treten und ihr Gespräch unterbrechen, um Radfahrer passieren zu lassen. Sie überholten ein altes Paar. Er ging langsam am Stock gestützt, die Frau hatte sich bei ihm eingehängt. Vielleicht war es diese Beobachtung, die Simon veranlasste, während des Gesprächs seine Hand auf Elsas Arm zu legen. Sie schien es nicht zu bemerken und ließ es geschehen.

„Hartmann hat mir gesagt, dass du dich mit Luhmann getroffen hast. Mein Tipp: Lass die Finger von diesen Leuten. Das sind Ökoradikale, die mit einem Fuß im Gefängnis stehen. Da willst du doch nicht hin, oder?“

Simon fühlte sich ertappt und schwieg.

„Du willst dich doch nicht etwa mit diesen Spinnern zusammmentun?“, setzte sie nach. „Simon, ich habe dich doch

Hartmann vorgestellt, guter Mann, gute Initiative für eine gute Sache. Was hast du mit Luhmann zu tun?“

Sie war sauer.

„Soll ich dir sagen, was ich von solchen Leuten halte?“, sagte sie empört und schaute ihn herausfordernd an. Ohne die Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Davon halte ich gar nichts. Das sind Kindereien der Ökoradikalen. Besonders warne ich dich vor den 'Öko-Rebellen'. Das sind Spinner, kriminelle Spinner sogar. Einige von denen stehen auf der Fahndungsliste der Polizei. Sie haben in landwirtschaftliche Betriebe eingebrochen, Tiere aus Labors der Pharmaindustrie befreit, Brandanschläge auf Genversuchsfelder und Ställe gemacht.“

Simon hielt diese Aktionen keineswegs für verwerflich. Deshalb schaute er sie nur fragend an.

Elsa sah ihm offenbar den Zweifel an: „Versteh' mich richtig. Auch ich bin gegen industrielle Massentierhaltung. Die armen Schweine mit ihren niedlichen kleinen Äuglein. Doch was diese Öko-Fundamentalisten machen, ist kriminell.“

„Sie machen wenigstens etwas, reden nicht nur, oder nicht?“

Sie schaute ihn ärgerlich an. „Als Journalistin berichte ich über solche Sachen, gut heißen kann ich sie nicht.“

„Egal“, sagte Simon. „Schweinehaltung ist sowieso nicht mein Thema. Du musst dich also überhaupt nicht aufregen. Mein Thema ist das Auto. Dass die Sache mit den Autos ein Wahnsinn ist, haben die Ökos erkannt. 'Morgenwind' und Hartmann sowieso. Nur wie man das ändern könnte – da gehen vielleicht die Meinungen auseinander.“

Sie schlenderten weiter und passierten eine türkische Großfamilie, die auf zwei Teppichen lagerten, Essen in großen Körben, 1,5-Liter-Plastikflaschen mit Trinkwasser, Kuchen und Gebäck. Durch die Bäume schimmerten zwei Minarette einer Moschee durch.

„Elsa, eigentlich ist es doch paradiesisch hier. Zumindest hier in Deutschland, selbst hier in Neukölln. Warum sonst siehst man hier so viele Menschen aus anderen Ländern? Wenig Arbeit, Waren in Hülle und Fülle und dazu Spaß und Spiel. Wenn nur die Autos nicht wären. Das wahre Paradies kann nur dort sein, wo Autos nicht sind.“

„Jetzt wirst du zum Poeten“, sagte Elsa etwas versöhnlicher. „Vielleicht hat der liebe Gott einen Fehler gemacht, als er den Menschen das Erdöl gab. Nun vergeuden sie es mit ihren Autos.“

„Und wir werden daran ersticken. Wir bräuchten ein Wunder, etwa einen göttlichen Eingriff, der die Autos zum Stillstand bringt. Aber solche Wunder gibt es ja nicht.“

„Simon, ich verstehe nicht, warum du dich so an dieser Autosache festbeißt. Du hast einen guten und interessanten Beruf. Such dir doch etwas, was dir gefällt. Es muss ja nicht in der Autoindustrie sein.“

Nein, so einfach konnte er es sich nicht machen. Das war Simon klar. Er hatte noch etwas zu tun, nämlich am Mörder seiner Frau Rache nehmen. Und all denjenigen einen Dämpfer zu verpassen, die dem Autowahn mit geradezu religiöser Inbrunst anhängen.

Er sagte: „Vielleicht mache ich das ja noch, später. Jetzt bin ich erst einmal froh, aus der Firma raus zu sein.“

Simon spürte, dass das letzte Thema die Stimmung zwischen ihnen getrübt hatte.

„Etwas anderes, was ich dich fragen wollte. Kennst du jemanden in deinen Kreisen, der sich gut mit IT auskennt?“

„Es gibt Adam Sartori bei 'Morgenwind'. Wenn ich Probleme mit dem Internet oder meinem Handy habe, frage ich ihn.“

„Meinst du, dass er sich auch mit Mobilfunk und Internet auskennt?“

„Ganz bestimmt. Sartori ist ein Technikgenie, arbeitet an einem Institut der TU, irgendwas mit Informatik. Übrigens kennt er auch 'Morgenwind' und Hartmann.“

„Ist ja interessant. Berlin ist doch ein Dorf.“

„Das kannst du laut sagen“, bejahte Elsa lachend. „Sartori ist sehr hilfsbereit, aber ein bisschen verschroben. Ich muss dich warnen: Er ist auch ein sehr eigener Charakter, nicht so leicht zu durchschauen, manchmal politisch sehr konservativ, andererseits neigt er zu radikalen Ansichten. Ich kann dir seine Nummer geben.“

Elsa griff zu ihrem Handy in der Jacke, schickte per WhatsApp die Nummer an Simons Handy. Dann packte sie das Handy wieder weg. Eine Sache von weniger als einer Minute.

„Danke“, sagte Simon.

„Sag mal, Simon“, fragte sie und schaute ihn misstrauisch an, „was hast du eigentlich mit IT zu tun. Ich denke, du hast gekündigt.“

„Nichts Besonderes, es ist halt so, dass der Ingenieur ständig über technische Dinge nachdenkt. Und mir kam da gerade so eine Idee“, sagte er.

Die Sonne verschwand immer tiefer hinter den Baumwipfeln des Parks und zeigte sich nur noch als eine rote Schliere. Als sie an einem Trimm-dich-Platz mit mehreren Sportgeräten vorbeikamen, machte Simon am Reck mehrere Klimmzüge und einen Bauchaufschwung.

„Angeber“, sagte Elsa. Simon trat zur Seite. Elsa sprang hoch, griff sich die Stange und machte zwei Aufschwünge hintereinander. „So geht das, alter Mann.“

Sie lachten und standen sich schwer atmend mit geröteten Gesichtern gegenüber.

„Simon, ich lade dich zum Abendessen ein. Aber ich warne dich. Ich bin keine besonders gute Köchin.“

„Ich besorge uns ein paar Flaschen Rotwein.“

„Perfekt. Dann gehen wir beim REWE-Laden vorbei und kaufen noch ein paar Sachen ein.“

Später saßen sie sich in der Küche am Esstisch gegenüber. Auf dem Tisch stand eine geleerte und eine halb volle Flasche Rotwein. Beide beglückwünschten sich zum gemeinsam zubereiteten Mahl.

Als sie mit dem Essen fast fertig waren, fragte Elsa: „Was ich mich die ganze Zeit frage: Ich verstehe, dass dir der Tod von Vera nicht aus dem Kopf geht. Aber warum bleibst du denn an der Autosache dran? Was willst du denn von Sartori?“

„Wie ich schon sagte, als Ingenieur denkt man immer über solche Dinge nach. Berufskrankheit.“

„Ich dachte, du willst aus der Auto-Branche raus, willst etwas ganz anderes machen.“

„Stimmt. Ich konnte damit gutes Geld verdienen, aber eigentlich habe ich mich für Autos nie besonders interessiert.“

„Jetzt hasst du Autos“, brach es aus Elsa hervor. „Hartmann und Konsorten bei 'Morgenwind' haben dir das in den Kopf gesetzt. Es geht dir gar nicht mehr um die Raser, du hast jetzt überhaupt etwas gegen Autos.“

Simon sagte nichts. Er nahm die Weinflasche vom Tisch und schenkte nach.

Sie bemerkte: „Mir scheint, dass dir die Sache mit den Autos zu einer Obsession geworden ist.“

„Vielleicht. Man müsste nur verhindern, dass Autos weiterhin unser ganzes Leben bestimmen. Man müsste sie begrenzen.“

„Wie soll das funktionieren, mit dem 'begrenzen'?“, fragte sie.

Er schüttelte abwehrend den Kopf.

„Simon“, Elsa ließ nicht locker. „Du weißt doch, dass eine Journalistin sehr neugierig sein kann.“

„Irgendwie begrenzen, weniger Autos, am besten gar keine Autos.“

Mit einer skeptischen Miene drehte sie sich ihm zu: „Was geht dir da durch den Kopf? Sag es mir. Sprich.“

„Wirklich, ich weiß es doch selbst nicht. Ist nur eine Idee.“

Elsa schloss das Fenster, das sie zum Lüften der Kochdünste aufgemacht hatte. Dann zog sie die Vorhänge vor und knipste die Stehlampe neben der Couch an. Simon ließ sich dort nieder. Elsa brachte die zwei Rotweingläser zur Sitzzecke rüber und füllte sie wieder auf. Das einzige Licht im Raum kam von der Stehlampe. Elsa setzte sich neben ihn und legte sich in den Polstern zurück. Das Gespräch ging nun zu weniger kontroversen Themen. Elsa berichtete über ihren letzten

Auftrag. Nach einiger Zeit warf Elsa den Blick auf die schmale Armbanduhr an ihrem Handgelenk. Sie zeigte 23:00 Uhr.

„Du, ich muss morgen raus.“

„Gut, dann mache ich mich auf den Weg“, sagte Simon und erhob sich. „Ich hoffe, dich einmal in Bonn zu treffen. Ich lade dich dann auch zum Essen ein, entweder in ein Restaurant oder wir kochen wieder gemeinsam. Abgemacht“

An der Wohnungstür verabschiedeten sie sich. Simon ging durch die nächtlichen Straßen zum Hotel zurück.

Ja, es war der Wunsch nach Rache. Aber auch das Pflichtgefühl ließ ihm keine Ruhe lassen. Er musste dem Autowahn etwas entgegensetzen. Noch wusste er nicht wie. Vielleicht hatte dieser Sartori etwas in petto. Immerhin wurde er von Hartmann und Elsa für seine Genialität in technischen Dingen bewundert. Am Morgen vor seiner geplanten Rückreise nach Bonn nahm Simon das Handy und wählte die Nummer, die ihm Elsa gegeben hatte. Sartori meldete sich nach dem zweiten Rufton. Simon bat um ein Gespräch, verwies auf Elsa und dass er gerne seinen technischen Sachverstand in Anspruch nehmen möchte. Es ginge ihm um das Thema Mobilfunk und selbstfahrende Autos. Sartori war sofort einverstanden. Auf dessen Vorschlag hin verabredeten sie sich für den Nachmittag im Café am Steinplatz, ganz nahe beim Institut an der TU.

Simon fuhr mit der U-Bahn zum Bahnhof Zoo und ging die Hardenbergstraße entlang zum vereinbarten Treffpunkt. Es hatte aufgehört zu regnen, aber der Gehweg war noch

feucht. Das Café am Steinplatz war ein bekanntes Charlot-tenburger Kaffeehaus, das seit Jahrzehnten von Studenten, Künstlern und Touristen besucht wurde. Jetzt am späten Nachmittag war es fast leer. Als Simon das Café betrat, war von jemand, der wie Sartori aussehen könnte, nichts zu sehen. Simon nahm an einem Tisch am Fenster Platz und bestellte einen Kaffee. Und wartete. Endlich nach einer halben Stunde betrat ein Mann hektisch das Lokal. Obwohl sie sich noch nie begegnet waren, erkannte er Sartori sofort. Er mochte etwas älter als er selber sein, drahtig, dunkelgrüner Parka, dicke dunkelbraune Haare. Sie gaben sich die Hand.

Sartori entschuldigte sich: „Ich habe nicht viel Zeit, muss gleich ins Institut zurück. Wir haben eine Simulation laufen.“

„Was soll ich Ihnen bestellen? Auch einen Kaffee?“, fragte Simon. Sartori nickte. „Bitte noch einen Kaffee“, sagte Simon zu der Kellnerin, vermutlich eine Studentin, die hier einen Aushilfsjob machte. Simon kam schnell zur Sache.

„Elsa Hausen sagte mir, dass Sie ziemlich fit sind, was Mobilfunk-Technik und Internet angeht“, eröffnete Simon das Gespräch.

Sartori erwiderte: „Na, ist ja mein Beruf. Doch bevor wir dazu kommen, habe ich eine Bitte. Ich heiße Adam. Wollen wir uns nicht duzen?“

„Gerne, kein Problem. Ich heiße Simon, aber das weißt du ja schon.“

„Weiß ich. Elsa hat mir gesagt, dass du deine Frau durch einen verrückten Raser verloren hast.“

Simon gab einen kurzen Bericht über die Ereignisse aus seiner Sicht.

„Warum ich dich treffen wollte: Elsa sagte mir, du könntest mir Fragen zur Technik beantworten.“

Die Kellnerin brachte einen zweiten Becher Kaffee.

„Ich arbeite an einem Forschungsprogramm bei der TU für 'Autonomes Fahren'.“

„Interessant“, sagte Simon. „Ich habe früher für die Firma EMC gearbeitet. Unser Hauptauftraggeber war die Boschitron AG, die wiederum fast alle deutschen Autobauer beliefert. In meinem Projekt war ich für die Navigationssysteme bei Fahrzeugen zuständig.“

„Boschitron kenne ich. Wir haben für Boschitron an unserem Institut schon Aufträge gemacht“, sagte Sartori.

„Bei EMC hatte ich mit der Navigation zu tun, nicht mit der Fahr- und Motorsteuerung. Beide sind getrennt.“

Sartori bestätigte: „Ja, das ist so. Allerdings gab es Fälle, bei denen es zu 'Übergriffen' von Hackern gekommen ist, und zwar bei Autofirmen, die die wichtigen Fahrdaten bei den neuen Modellen per Funk zentral erfassen.“

„Das ist mir neu. Gibt es denn überhaupt eine Möglichkeit, über Mobilfunk auf die Motorsteuerung zugreifen?“

„Warum fragst du überhaupt? Hast du damit zu tun?“

„Nein, ich bin ja erst einmal bei EMC ausgestiegen. Nein, das ist einfach nur Interesse an der Sache.“

Sartori fiel nun in einen dozierenden Tonfall. „Wie du weißt, gab es früher gar keine Mobilfunkmodule in den Autos, also stellte sich das Problem gar nicht. Bei den Autos mit den Fahrassistenzsystemen ist das jetzt der Fall, und beim autonomen Fahren sowieso.“

„Und weil die modernen Fahrzeuge über Funk nach außen Verbindung haben, könnte es einem Hacker gelingen, auf diese Weise Zugriff auf das Auto zu nehmen?“

„Nicht einfach, aber denkbar. Ja, das wäre ein großes Problem. Ein Hacker könnte das Auto sozusagen fernsteuern. Es gibt aber noch keine Präzedenzfälle.“

Simon fragte: „Habt ihr an eurem Institut solche Versuche gemacht?“

„Nein, nie. Aber es gibt den Bericht einer Cyber-Attacke vor etwa zwei Jahren. Da gab es einen Angriff auf eine Maschine von Boing beim Start auf dem Flughafen von Chicago nach New York. Diese Hacker hatten mit überall erhältlichen elektronischen Komponenten ein Gerät gebaut, mit dem sie ihre Attacke durchführten. Sie mussten gar nicht in die Maschine rein. Sie haben sich von der Empfangshalle des Flughafens aus über das Entertainmentsystem in die Steuerungssysteme der Maschine gehackt. Boing hat den Vorfall dementiert. Die Systeme seien streng abgeschirmt, hieß es, ein erfolgreicher Angriff sei undenkbar. Allerdings gelang es später, den Versuch in einem kontrollierten Experiment nachzuvollziehen.“

„Die Sicherheitslücke wurde schnell geschlossen, vermute ich.“

Sartori nickte heftig: „Davon kannst du ausgehen. Solche Angriffe – mit welcher Motivation auch immer – wären bei selbstfahrenden Fahrzeugen eine echte Gefahr. Wenn es da eine kritische Schwachstelle gäbe, könnte ein geschickter Hacker die Kontrolle über das Fahrzeug übernehmen, also das Fahrzeug starten, beschleunigen, lenken oder bremsen.“

„Aber könnte ein Hacker Zugriff auf die Motorsteuerung bekommen?“, fragte Simon. „Also ich rede jetzt nicht von einem vollständigen Zugriff auf alle Fahrfunktionen, sondern nur auf die Start- und Stoppfunktion.“

„Wäre vermutlich einfacher. Aber du weißt bestimmt, dass es die sogenannten IMSI-Catcher gibt. Ein solches Gerät kann die auf der SIM-Card gespeicherte International Mobile Subscriber Identity auslesen. Deshalb der Name IMSI. Es täuscht vor, ein Mobilfunkmast zu sein.“

Simon hörte konzentriert zu. „Könnte denn ein solcher IMSI-Catcher auch auf das Mobilfunk-Modul eines Autos zugreifen?“

„Im Prinzip ja, aber praktisch unmöglich. Vielleicht über die Connectivity-Dienste, vielleicht über die Infotainment-Systeme. Man bräuchte Zugriff auf die entsprechende Software und die Passwörter. Aber ohne diese Codes geht gar nichts, verstehst du. Die hat nur der Hersteller.“

Er stopte und schaute Simon fragend an.

„Du stellst komische Fragen.“

Sartori warf einen Blick auf seine Armbanduhr. „Du, ich muss los. Falls du sonst noch eine Frage hast – du kannst mir ja eine E-Mail schicken.“

Damit verabschiedete er sich rasch.

7. Versuch und Erfolg

Am späten Vormittag des folgenden Tages bestieg Simon am Hauptbahnhof einen ICE-Großraumwagen der 1. Klasse. Der Wagen war spärlich besetzt. Simon genoss den weichen und breiten Polstersitz, die großzügige Beinfreiheit und die ruhige Atmosphäre. Nach einem kurzen Halt in Berlin Spandau beschleunigte der ICE und ließ das Stadtgebiet bald hinter sich. Simon legte sich entspannt zurück und genoss die an ihm vorbeiziehende bunte Herbstlandschaft. Das Treffen mit Sartori hatte ihn weitergebracht. Zufrieden mit sich und dem Gang der Dinge nickte er ein, die letzten Tage waren sehr anstrengend gewesen.

Als er aufwachte, hatte es angefangen zu regnen. Zurückgelehnt im Sessel schaute Simon mit halbgeschlossenen Augen durch die getönte Scheibe auf die verregnete Landschaft und beobachtete gedankenverloren die Regentropfen, wie sie vom Fahrtwind über die Fensterscheibe getrieben wurden. Er spürte den bohrenden Schmerz über Veras Tod, der ihn wohl für den Rest des Lebens begleiten würde. Aber auch Wut war sein ständiger Gefährte geworden. Er war wütend auf die beiden Jungs, die aus Leichtsinn und Größenwahn Vera totgefahren hatten. Wütend auch auf die Justiz, weil sie die beiden so unglaublich milde, eigentlich gar nicht, bestraft hatte. Simon wollte Rache. Er war froh, Fritz Luhmann für diese Aufgabe gefunden zu haben. Er würde das Auto des Todesfahrers anzünden. Ein Auto in Flammen aufgehen zu lassen, eigentlich eine lächerlich geringe Rache. Mickrig und pein-

lich. Und doch hoffte er, dass sie ihm Genugtuung und Erleichterung verschaffen würde. Jetzt musste er auf Luhmanns Erfolgsmeldung warten. Doch würde er liefern? Würde er den Auftrag ausführen und den BMW in Flammen aufgehen lassen? Ab und zu fragte sich Simon, ob es klug gewesen war, Luhmann tausend Euro als Vorschuss gegeben zu haben. Vielleicht lachte dieser gerade im Kreis seiner Genossen über seine Leichtgläubigkeit. Doch schon die Hoffnung auf den Racheakt tröstete ihn.

Gewachsen war der Zorn über alles, was mit Autos zu tun hatte. Seine Wut richtete sich gegen die, die vom Auto profitierten, Autoproduzenten, Werbe- und Marketingleute, Politiker, Journalisten und deren verlogene Sichtweise und fehlende Moral. Das war der sogenannte autoindustrielle Komplex, der AIK, eine Abkürzung, die er erstmals bei den Diskussionen bei 'Morgenwind' gehört hatte, und zwar von den 'Öko-Rebellen'. Simon fragte sich, warum nicht jeder den Wahnsinn des Autos erkannte. Es hatte eine so zerstörerische Dimension angenommen, dass es nicht nur die Existenz der jetzt Lebenden, sondern auch die der kommenden Generationen bedrohte. Simon fühlte sich moralisch verpflichtet, den Wahnsinn zu stoppen. Er musste es versuchen. Die Regierung und die politischen Parteien würden weiterhin ihre guten ökologischen Absichten bekunden, die aber letztlich nur die Funktion hatten, als Nebelkerzen das schmutzige Geschäft der Autoindustrie zu verschleiern. Als sich gegen Abend der Zug Bonn näherte, stand Simons Entschluss fest. Genug gedacht, jetzt musste die Tat kommen. Die Idee war da, doch der Plan zur Umsetzung fehlte noch.

Am Bahnhof Bonn stieg Simon aus und schob sich durch das dichte Gedränge der Reisenden zum Taxistand. Vor dem Bahnhof herrschte hektischer Feierabendverkehr von Autos, Bussen, Straßenbahnen und Passanten. Bonn zeigte grau; eine geschlossene Wolkendecke zog über die Dächer der Stadt. Das Taxi, das er fand, geriet bald nach Abfahrt in einen Verkehrsstau. Als es nach über einer Stunde Fahrt endlich vor seinem Haus hielt, war es stockdunkel. Beim Aussteigen wäre er fast in eine Pfütze getreten. Die Straße und die Bäume glänzten schwarz vor Nässe. Simon schloss die Tür auf und ging ins Haus. Als er den Koffer im Flur abstellte, kam die Erinnerung an Vera mit einer solchen Wucht zurück, dass er zusammenzuckte. Nach der zweiwöchentlichen Abwesenheit war die Luft im Haus abgestanden. Er öffnete die Fenster und ließ für eine Viertelstunde die kalt-feuchte Herbstluft ins Zimmer strömen. Dann drehte er den Thermostat für Fußbodenheizung hoch. Langsam begann es im Haus warm zu werden.

Der Berlinaufenthalt und die fünfstündige Rückreise hatten ihn erschöpft. Da er schon im Speisewagen des ICE gegessen hatte, verspürte er keinen Hunger. Aus dem Kühlschrank nahm er eine Flasche Bier, fläzte sich auf die Couch und schaltete den Fernseher ein. Die Tagesschau brachte nichts Neues. Nachdem er sich anschließend durch die Programme gezappt hatte und ihn nichts fesseln konnte, ging er früh zu Bett. Er war todmüde. Doch als er im Bett lag, konnte er keinen Schlaf finden.

Am Nachmittag fuhr Simon mit dem Fahrrad zum Einkaufszentrum im Stadtteil Brüser Berg. Als er sein Fahrrad am Ständer abstellte, kam ein älterer Mann hinter dem Steuer eines weißen Porsche Cayenne auf den Parkplatz gerollt, der es mit viel Mühe und Rangieren schaffte, sein breites Gefährt in eine der Parklücken zu bugsieren. „Ein Gefährt von zwei Komma fünf Tonnen. Um eine einzelne Person von A nach B zu transportieren. Das ist absurd“, dachte Simon. Der Cayenne Fahrer stieg aus, nickte Simon freundlich zu, vermutlich war es stolz auf seinen Porsche und glaubte von Simon bewundert zu werden. Simon grüßte zurück. Die Umweltzerstörer sind ahnungslos, haben offenbar nicht einen Hauch von schlechtem Gewissen, dachte Simon. Es waren die deutschen Premiummarken Porsche, BMW, Mercedes und Audi, die besonders große, schwere und hochmotorisierte Luxusfahrzeuge herstellten. Seit auch Volkswagen diese Art von Autos anbot, sprach man vom Kartell der 'Fünfer-Bande'.

Die Stadt Stuttgart mit den Firmen Daimler, Porsche und Bosch, dem weltgrößten Autoteile-Zulieferer, erstickte fast an den Abgasen. Die Stuttgarter, aus Lokalpatriotismus oder aus Lethargie, nahmen es als gottgewolltes Schicksal hin. Die deutschen Automobilkonzerne waren traditionell eng mit der Politik quer durch fast alle Parteien verbunden. Der autoindustrielle Komplex AIK richtete verheerende Schäden an. In den vergangenen Jahrzehnten hatte es viele Versuche von klugen Menschen gegeben, die Auswüchse des Autoverkehrs zu begrenzen. Im Grunde waren alle gescheitert. Deutschlands Städte erstickten im Stau: Immer mehr Autos, Blechlawinen überall, immer mehr Pendler und immer mehr Verkehrschaos. Der Ausblick war wahrhaftig düster. Daran be-

stand für Simon kein Zweifel. Die Erde stand vor einem schrecklichen Ende, einer Apokalypse. Er konnte zu keinem anderen Schluss kommen. Die kritische Verknappung von Wasser, Öl, Gas und anderen natürlichen Rohstoffen war absehbar. Gleichzeitig nahm die Umweltverschmutzung dramatische Ausmaße an und die Klimaerwärmung ging unaufhaltsam weiter. Daran hatten die Autos die Hauptschuld. Die skrupellosen Akteure saßen in den Vorstandsetagen der Automobilfirmen, die es verstanden, die Regierung und die willfährigen Verkehrsminister für ihre unheiligen Zwecke einzuspannen.

Simon wusste, dass er keine Chance hatte. Trotzdem wollte er seinen Beitrag zum Kampf gegen den AIK leisten. Natürlich war es Größenwahn. Unzählige Menschen ertrugen die Belastungen des Autoverkehrs, Tod und Verstümmelungen, Stickoxide, Feinstaub, Lärm und Dreck, Klimawandel und Umweltverschmutzung. Doch scheinbar war er allein mit seiner Empörung. In der Automobilindustrie waren Skrupel und ethische Verantwortung sowieso unbekannt. Ihre Ingenieure dachten einfach nicht daran, dass mit ihren Produkten Millionen Menschen geschädigt wurden oder gar zu Tode kamen. Noch nie war ihm während seiner Arbeit in der Branche jemand begegnet, der die eigene Tätigkeit kritisch gesehen hätte. Scheuklappen, alle liefen sie mit Scheuklappen herum. Die Folgen ihres Tuns interessierten sie nicht, weder die Manager in der Automobilindustrie noch die Autofahrer als Nutzer dieser Produkte. Sie waren blind, betriebsblind. Es war höchste Zeit sie aus ihrer Selbstzufriedenheit aufzuwecken. Man bräuchte jemand, der sowohl den

Autobauern als auch Autokäufern in ihrem zerstörerischen Tun Grenzen setzte. Sie waren alle Komplizen.

Zugegeben, früher hatte ihn das nicht interessiert. Auch er war all die Jahre im Beruf ein willfähriger Mittäter gewesen. Erst mit Veras tragischem Tod hatte sich seine Haltung zum Auto geändert. Das Auto war so unnötig wie die Pest und die Cholera. Das ganze Gerede von technologischem Fortschritt war hohl. Alle hatten sich zu Komplizen bei der Plünderung des Planeten gemacht. Seine Wut machte ihn lebendig, brachte Blut und Kreislauf in Schwung. Sein Feind war das Auto und alle diejenigen, die die Räder des Wahnsinns am Laufen hielten. Jemand musste diese Räder anhalten. Und es musste bald geschehen. Das würde nicht einfach werden. Doch er verfügte über den technischen Sachverstand. Und seine Wut gab ihm die Gewissheit und die Energie, sich dem Wahnsinn des Autos entgegen zu stellen.

Ja, und er war ja nicht allein. Seine Mitstreiter hinterließen Zeichen an vielen Orten, nicht nur in Deutschland, sondern überall in Europa. Fast täglich gab es Angriffe gegen das Auto, teilweise harmloser Art wie das Abreißen des Außenspiegels, das Zerkratzen von makellos glänzendem Autolack, das Zerstechen von Reifen oder das Ramponieren von Scheibenwischern. Die Zahl der Brandstiftungen an Luxuskarossen hatte in den großen deutschen Städten dramatisch zugenommen. Letztlich waren das alles lächerliche Aktionen. Simon bedauerte die jugendlichen Aktivisten, die für ihre meist nächtlichen Aktionen mit der ganzen Härte von Polizei und Justiz zu rechnen hatten. Einige saßen schon im Gefängnis. Die von ihnen verursachten Schäden waren für die betroffenen Autobesitzer zwar schmerzhaft und machten den Poli-

zeidienststellen in den Stadtbezirken viel Arbeit. Letztlich war der Effekt gleich null. So konnte man das Auto nicht bekämpfen. Die richtige Idee fehlte noch. Auch Simon hatte sie nicht. Es musste eine große Aktion sein. Das war klar.

Zwei Uhr in der Nacht im Berliner Bezirk Zehlendorf. Für die Aktion hatte sich Fritz Luhmann die ruhigste Zeit ausgesucht. Als Helfer hatte er Sebastian Moor gewonnen, der vor einem halben Jahre zu den 'Öko-Rebellen' gestoßen war und heute seine erste Praxiserfahrung im Autoanzünden machen sollte. Beide waren dunkel gekleidet, schwarze Turnschuhe, dunkle Jeans, schwarze Fleecejacken. Nach einem zehnmünütigen Anmarsch von der U-Bahn-Station Zehlendorf erreichten sie das Viertel der gut situierten Bewohner Berlins mit schönen Villen auf gepflegten Grundstücken. Das Navi des Handys sagte Luhmann, dass sie sich ihrem Einsatzort näherten. Da tauchte am Ende der Straße ein Wagen auf, dessen LED-Scheinwerfer die Straße in voller Breite und Länge grell ausleuchteten. Hastig versteckten sie sich in der nächsten Hecke. Die schwarze Nobellimousine kam auf sie zu, rumpelte über das Kopfsteinpflaster dicht an ihnen vorbei und verschwand einige Hundert Meter weiter in einer Villeneinfahrt. Dann war Stille.

Luhmann flüsterte Sebastian Moor wütend zu: „Diese reichen Säcke. Sie haben sich von der Welt so abgeschirmt, dass sie nicht einmal spüren, wie sie sie zerstören. Sie müssen Zerstörung am eigenen Leib spüren, sonst verstehen sie gar nichts.“

Weit und breit kein Mensch. Sie gingen weiter. Im Licht der Straßenlaternen fanden sie das Haus mit der Hausnummer sechzig. Zur Straße hin stand eine etwa mannshohe weiße Mauer, darin eine breite Einfahrt, die von einem elektrischen Schiebetor verschlossen war. Luhmann schwang sich auf die Mauer hoch und ließ sich auf die andere Seite runterfallen. Moor folgte. Nun standen sie vor einer zweigeschossigen Stadtvilla in einer Art Parklandschaft. Sie hatte breite Bogenfenster, einen durch Säulen getragenen Balkon und stand auf einer leichten Anhöhe hinter hohen Hecken und der Mauer, die das Grundstück nach allen Seiten umzog. Luhmann suchte die Hausfassade und den Garten nach Bewegungsmeldern und Kameras ab. Es war nichts zu sehen. Abseits vom Haus standen in einem Doppelcarport ein zweisitziger Sportwagen und eine große Mercedes-Limousine. Im schwachen Licht der Straßenbeleuchtung signalisierte Luhmann mit dem erhobenen Daumen 'O.K.'. Das war das Haus von Ferdinand Otten, dem Vater des Todesfahrers. Der BMW Z3 in rotem Metallic-Lack, mit dem deutlich lesbaren Kennzeichen B - SO 1007, schimmernden Leichtmetallfelgen und vorne auf der langen Haube deutlich erkennbar das BMW-Logo. Durch das Seitenfenster blinkte die rote LED der Alarmanlage am Armaturenbrett. Sie schlichen näher. Es ging kein Licht an. Luhmann zischte leise: „Den Wagen nicht berühren, sonst geht der Autoalarm los.“

Aus seinem Rucksack holte er eine rechteckige Schachtel mit dem Schriftzug 'Grill-Anzündler 32 Stück. Schnell und sicher'. Im schwachen Licht der Außenbeleuchtung sah man auf der Verpackung das Bild eines weißen Würfels auf glühenden Kohlen. Luhmann nahm einen Würfel aus der Pa-

ckung. Ein Geruch nach Paraffin. Er flüsterte: „Ich lege jetzt auf jeden Vorderreifen einen Würfel und zünde sie an. Du stehst Schmiere, da hinten an der Hecke. Du kümmerst dich um den Mercedes.“

Luhmann hatte eines dieser Gasfeuerzeuge aus Plastik mitgebracht, die in jedem Supermarkt verkauft wurden. Er zündete den Würfel an. Es war windstill. Schnell nahm er an einer Ecke Feuer an. Luhmann positionierte ihn sorgfältig auf dem überbreiten Rallye-Reifen. Gebückt huschte er um den Kühler herum auf die andere Seite des Wagens und wiederholte das Ganze. Dann schaute er nach Moor, der immer noch in der dunklen Ecke an der hohen Hecke stand: „Nun du.“

Moor ging zum zweiten Wagen. Die mächtige schwarze Limousine, ein Mercedes der S-Klasse, neues Baujahr, musste dem Vater des Todesfahrers gehören. Sicher war das nicht, aber das zu prüfen, war jetzt nicht Moors Aufgabe. Im Hocken zündete er einen der Würfel an und platzierte ihn vorsichtig auf dem breiten Vorderreifen des Mercedes. Sein Herz pochte bis zum Hals. Er hatte Angst. Doch es gab kein Zurück. In diesem Moment schwor er sich, so etwas nie wieder zu machen. Er war einfach nicht der Typ für solche Abenteuer. Nachdem er die Prozedur auf der anderen Wagenseite wiederholt hatte, entfernte er sich geduckt. Beim Zurückschauen konnte er einen hellen Schein unter dem Radkasten sehen. Aus seinem Versteck flüsterte ihm Luhmann zu: „So einfach geht das. Lass uns verschwinden.“ Als sie etwa hundert Meter zurückgelegt hatten, sahen sie nach einigen Minuten einen schwachen Feuerschein durch das Gebüsch schim-

mern. Sie gingen zügig weiter und bogen in die nächste Querstraße ab.

„Das stinkt“, sagte Moor leise, als er an seinen Fingern roch. Ein penetranter Geruch nach Öl und Chemie. „Mit so einem Geruch an den Fingern sollte man sich um diese Zeit nicht von der Polizei erwischen lassen.“

„Allerdings“, sagt Luhmann. „Eine Polizeikontrolle wäre jetzt schlecht. Ich hatte die Plastikhandschuhe vergessen. Beim nächsten Mal nehmen wir sie mit. Aber wo wir schon einmal hier sind – lass uns ein Stück weiter gehen und schauen, ob in der Gegend noch ein verlassener Luxusschlitten rumsteht. In der Schachtel sind noch mehr Würfel.“

Seit seiner Rückkehr aus Berlin schaltete Simon jeden Abend die rbb-Abendnachrichten ein. Bisher hatte es noch keinen Bericht von brennenden Autos in Berlin gegeben. Simon fragte sich, ob ihn Fritz Luhmann reingelegt und die tausend Euro kassiert hatte, ohne die vereinbarte Leistung zu liefern. Zwei Wochen verstrichen. Doch eines Abends, als er im Arbeitszimmer am Computer saß und sich mit Sicherheitsfragen der Mobilfunktechnik beschäftigte, klingelte das Telefon. Simon nahm den Handapparat von der Basisstation. Das Display zeigte 'Anrufer unbekannt'. Er meldete sich mit Namen. Am anderen Ende war eine ganze Zeit nichts zu hören, dann sagte eine Männerstimme: „Flughafen Tempelhof ist geschlossen.“ Dann wieder Stille. Der Anrufer hatte aufgelegt.

Damit hatte das Warten ein Ende. Das war der Code, den er mit Luhmann für die erfolgreiche Durchführung der Aktion vereinbart hatte. Aber so richtig traute er der Sache nicht. Den ganzen nächsten Tag über suchte er im Internet nach einer Nachricht über einen Autobrand in Berlin-Zehlendorf. Vergeblich. Erst am Abend bekam er Gewissheit. Die rbb-Abendschau meldete um 19:00 Uhr: „Wieder Autozündler in Berlin. Zwei Luxusautos in Zehlendorf komplett ausgebrannt. Technischer Defekt ausgeschlossen. Der Sachschaden wird auf 120.000 Euro geschätzt.“ Die Kamera zeigte zwei stark verkohlte Fahrzeuge. Das eine war vom Umriss her als niedriger Sportwagen erkennbar, das andere als große Limousine. Der Nachrichtensprecher erläuterte: „Die Serie der Anschläge auf Autos reißt in Berlin nicht ab. Während die Kripo mit Hochdruck an der Aufklärung der Vorfälle arbeitet, schlagen die Täter weiterhin in beängstigender Regelmäßigkeit zu. In der Nacht zu gestern gab es sieben weitere Fälle, allesamt in Zehlendorf. Von den Tätern fehlt weiterhin jede Spur.“

Am Küchentisch entkorkte Simon eine Flasche spanischen Rotweins und setzte sich mit einem gefüllten Glas auf das Sofa ins Wohnzimmer. Eine gelungene Rache, nicht Auge um Auge, sondern in zivilisierter, unblutiger und effektiver Art. Der Todesfahrer Adrian Otten würde wissen, wem er das Ende seines geliebten BMWs zu verdanken hatte. Aber beweisen würde er es nie können. Simon war sehr zufrieden. Die Anspannung der vergangenen Tage und Wochen wich. Am folgenden Tag fuhr er zur nächsten Bankfiliale und überwies tausend Euro als Spende an das Vereinskonto der 'Öko-Rebellen', wie beim letzten Mal anonym.

Der Raser und Todesfahrer waren bestraft, sein Auto war abgebrannt. Auch der Mercedes des Vaters war in Flammen aufgegangen und zerstört. Das war ein Sieg, schon. Aber dieser Raser hatte vielleicht morgen schon wieder seinen Fuß am Gaspedal. Und geändert hatte sich nichts. Zwar häuften sich die Berichte über politisch motivierte Autobrandstiftungen. Simon freute sich über jeden einzelnen, zeigte es doch, dass der Widerstand wuchs. Aber letztlich war so das Problem mit der Autoflut nicht zu lösen. Diese Aktionen waren Handarbeit. Dagegen quollen jeden Tag neue Fahrzeuge zu Tausenden und Abertausenden aus den hoch automatisierten und hoch effizienten Fließbändern der Fabriken. Brandstiftungen konnten niemals die Stückzahlen erreichen, die notwendig wären, um den riesigen Autobestand auf ein vernünftiges Maß zu reduzieren. Vor ihm stand eine schwierige Aufgabe. Eine Methode musste her, die wirklich einen nachhaltigen Effekt garantierte.

Den vergangenen Abend hatte Simon bis spät in der Nacht am Computer gesessen. Er erwachte in die frühen Morgenstunden, als es noch dunkel war. Draußen rauschte der Regen. Er war todmüde, konnte aber nicht wieder einschlafen. Lange Zeit lauschte er den Wassertropfen, die gegen das Fenster schlugen. Schließlich stand er auf und setzte die Kaffeemaschine in Betrieb. Er schaute raus. Jetzt hatte es aufgeklart und die Sonne funkelte manchmal zwischen den Wolken durch. Es versprach, ein schöner Novembertag zu werden.

Im Bad wusch er sich lange das Gesicht, ging nach unten in die Küche und nahm sich einen Kaffee.

Mit einer Tasse Kaffee setzte er sich an den Schreibtisch und schaltete den Computer ein. Das Ziel, das er vor sich sah, war ambitioniert, vielleicht größenwahnsinnig. Autos stilllegen, in einem solchen Ausmaß, dass der Verkehr großflächig zum Erliegen kam; dafür brauchte er eine ziemlich gute Idee. Eine solche Aktion würde von der technischen Seite nicht einfach werden. Mit seinen Erfahrungen bei EMC hoffte er, einen Weg zu finden. Jemand musste die Räder des Wahnsinns aufhalten. Er musste es tun, sonst tat es niemand.

Für einen durchgreifenden Effekt benötigte er den Zugriff auf möglichst viele Typen und Modelle. Der Zugriff musste über Mobilfunk erfolgen. So viel war klar, eine andere Option gab es nicht. Aber wie das technisch realisieren? Das wusste er nicht, noch nicht. In den vergangenen zehn Jahren hatten die Autokonstrukteure die fahrzeuginterne Vernetzung und Digitalisierung erheblich weiterentwickelt. In jüngerer Zeit richteten sich die Bemühungen auf die Vernetzung der Fahrzeuge untereinander und mit externen Quellen, also um das 'Connected Driving'. Dabei sollten die Fahrzeuge ihre jeweils aktuellen Positions- und Zustandsdaten untereinander und mit externen Datenquellen austauschen. Die Fahrzeuge der neuen Generation verfügten über ein Mobilfunkmodul, mit der sie über eines der drei 4G-Mobilfunknetze mit der äußeren Welt verbunden werden konnten. Standardmäßig waren sie an den Ferndiagnoseserver der jeweiligen Hersteller angebunden. Dadurch waren sie für Angriffe von außen anfällig geworden. Da sich die Autobauer des damit verbundenen Sicherheitsrisikos durchaus bewusst waren, betrieben sie

einen enormen Konstruktionsaufwand, um den Mobilfunk- und Internetzugang von den sicherheitsrelevanten Teilen wie der Lenkung oder den Bremsen abzuschotten. Gefahr lauerte insbesondere bei den Verkehrsinformations-, Navigations- und Infotainment-Systemen der Fahrzeuge. Damit bestand die Gefahr, dass Hacker Daten aus den Fahrzeugen stehlen konnten. Aber noch gefährlicher war, dass sie von außen in den Fahrbetrieb eingreifen und die Sicherheit der Passagiere gefährden konnten. So ein Fall war Simon nicht öffentlich bekannt geworden. Doch genau hier sah Simon die Chance, auf die Motorsteuerung zuzugreifen. Wie das technisch zu realisieren war, das wusste er noch nicht. Also musste er tiefer in die Technik einsteigen.

Noch am gleichen Nachmittag fuhr er mit dem Fahrrad in die nur wenige Kilometer entfernte Universitätsbibliothek. Draußen herrschte grau-in-graue Novemberstimmung. Gegen zwei Uhr traf er in der Abteilung für Naturwissenschaft und Technik ein und ließ sich von einer Mitarbeiterin eine kurze Einführung geben.

Noch am gleichen Tag startete er die Recherche mit einer Sichtung der umfangreichen Literaturquellen, die er in den Büchern, Journalen und den bereitstehenden Computern einsehen konnte. Er studierte in Fachforen im Netz, recherchierte bei Forschungseinrichtungen der EU, USA, Japan und China. Um die Autos lahmzulegen, musste er an den Motor ran. Also konzentrierte er sich darauf. Die Automotoren der neuen Generation wurden elektronisch gesteuert, und zwar vom Engine Control Unit (ECU). Diese Einheit übernahm die Steuerung, Regelung und Überwachung von Motorfunktionen, wozu alle für den Motor relevanten Funktio-

nen, wie beispielsweise die Benzineinspritzung und Zündung, aber auch das Start/Stop-System gehörten. All das war ihm aufgrund seiner jahrelangen Tätigkeit bei EMC bekannt. In aktuellen Fachzeitschriften fand er die Angaben zu den ECUs, die bei den verschiedenen Automobilherstellern zum Einsatz kamen.

Mehrere Tage lang arbeitete er intensiv in der Universitätsbibliothek. Die Mitarbeiterin an der Ausgabestelle begann ihn nach einer der vielen Literaturbestellungen misstrauisch anzusehen. Machte er sich mit seinem Verhalten verdächtig, fragte er sich? Vielleicht vermutete sie in ihm einen Terroristen. Von seinem Alter her war er kein Student mehr, andererseits auch kein Professor. Anhand der Bücher und wissenschaftlichen Veröffentlichungen untersuchte er für mehrere Tage, wie er über die On-Board-Diagnose (OBD) Zugriff auf die Motorelektronik (ECU) des Motors bekommen könnte. Auf jeden Fall brauchte er den Zugang zu dem im Fahrzeug eingebauten Mobilfunk-Modul. Doch wie? Darauf boten all diese Quellen keine Antwort.

Nach weiteren Tagen der Internet-Recherche und des Studiums technischer Fachbücher in der Uni-Bibliothek hatte er immer noch keine Lösung für die Frage gefunden, wie man über Funk auf die Fahrfunktionen der Autos zugreifen konnte. Simon war kurz davor, aufzugeben. Da fiel ihm ein, dass Sartori bei ihrem Gespräch im Café Steinplatz in Berlin nebenbei erwähnt hatte, dass Geheimdienste zur Ortung von Handys über bestimmte Geräte verfügten. Bei seiner Recher-

che entdeckte er in einer Online-Fachzeitschrift den Hinweis auf einen sogenannten IMSI-Catcher. IMSI stand für International Mobile Subscriber Identity. Dieses dort beschriebene Gerät täuschten Handys in der näheren Umgebung vor, Mobilfunk-Basisstation eines Sendemasts zu sein. So in die Irre geführt, erlaubten die Handys dem Catcher mit ihm in Kontakt zu treten. Das funktionierte mit Handys, aber genauso gut mit in Autos fest eingebauten Mobilfunk-Modulen. Früher waren IMSI-Catcher sehr teuer und nur Geheimdiensten zugänglich gewesen. Neuerdings wurden sie preiswert im Internet zum Verkauf angeboten.

Bei der chinesischen Internetplattform Alibaba bestellte Simon mit Kreditkarte einen IMSI-Catcher für 1.800 US-Dollar. Ob das Gerät für den Betrieb in Deutschland zugelassen war, spielte für Simon keine Rolle. Zwei Wochen wartete er ungeduldig. Dann klingelte es eines Vormittags an der Haustür. Vor der Tür stand ein DHL-Zusteller, der ihm ein Paket aushändigte. Sofort trug er es ins Arbeitszimmer, räumte die Tischplatte frei und packte es aus. Drin war ein rechteckiges Gerät von der Größe eines Notebooks mit mehreren Anschlüssen. Simon schloss es mit dem beiliegenden USB-Kabel an den Computer an. Nach einigen Stunden intensiver Arbeit gelang es ihm endlich, den IMSI-Catcher in Funktion zu setzen. Der entscheidende Durchbruch war da.

Auf dem Monitor liefen in schneller Folge Zahlenreihen von oben nach unten. Jede Reihe enthielt Handynummern mit jeweils weiteren Angaben in einem Umkreis von mehreren Kilometern. Anfangs sah Simon auf dem Bildschirm nur eine chaotische Zahlenflut. Den ganzen Nachmittag lang machte er sich mit der Bedienung des Geräts vertraut. Erst

spät am Abend gelang es ihm mithilfe einer weiteren Software, die in den Reihen enthaltenen GPS-Daten als Punkte mit Google Maps virtuell darzustellen. Jetzt sah er auf dem Monitor um seinen Standort in Ückesdorf auf der Karte Hunderte heller Lichtpunkte. Manche standen still, manche bewegten sich kaum, einige bildeten zusammenhängende Ketten. Er experimentierte mit der Empfindlichkeit und erweiterte die Reichweite des IMSI-Catchers auf fünf Kilometer. Nun kam das Stadtgebiet von Bonn ins Bild, wo die Punkte so dicht beisammenstanden, dass sie nicht mehr voneinander zu unterscheiden waren. Er reduzierte die Reichweite auf einen Kilometer. Jetzt waren nur noch die Signale der Mobilfunk-Module von Fahrzeugen auf der nahegelegenen Autobahn A 565 zu sehen, eine Reihe stadteinwärts, die andere stadtauswärts. Doch der Versuch, vom Computer aus auf die Mobilfunk-Einheiten dort draußen zuzugreifen und mit ihnen eine Verbindung herzustellen, scheiterte. Die umfangreiche englischsprachige Betriebsanleitung des Catchers sagte eindeutig, dass neben der Mobilfunknummer die Fabriknummer sowie der dazugehörige Zugangscode erforderlich waren. Ohne diese drei Angaben kein Zugriff. Er war er in einer Sackgasse. Auf eine göttliche Erleuchtung hoffend, suchte er weiter nach einer Lösung. Erst als der Morgen graute, gab er völlig erschöpft auf und schaltete die Apparate aus. Er war vor Enttäuschung am Boden zerstört.

Den Ford Fiesta, der früher Vera gehört hatte, stellte er in einer Nebenstraße in der Nähe der U-Bahn-Station Tannen-

busch Süd ab. Von hier aus waren es nur wenige Hundert Meter zum Unternehmen EMC im Industriegebiet Bonn West. Wenige Minuten nach Mitternacht kam er dort an. Kein Mensch auf der Straße. Für die Aktion hatte er sich geschäftsmäßig gekleidet. Schwarze Lederschuhe, einen schwarzen Business-Anzug, dunkelgraues Hemd und graue Krawatte. Sollte er bei der nächtlichen Unternehmung entdeckt werden, hätte er mit diesem Outfit gute Chancen zu bluffen und sich als Geschäftsmann auszugeben, der sich gerade verlaufen hatte. Die asphaltierte Einfahrt und die gläserne Hausfront wurden von zwei grellen Flutlichtstrahlern erhellt. Alles war ruhig, niemand weit und breit. Den Schlüssel zur Eingangstür hatte Simon in der Hand. EMC war zwar eine HiTech-Firma, doch die Eingangstür war nur durch ein normales Türschloss gesichert. Bei seinem vorzeitigen und ungeplanten Ausscheiden aus der Firma hatte er vergessen, den Schlüssel zurückzugeben, auch sonst hatte niemand bei der Firma daran gedacht. Doch jetzt erleichterte ihm diese Nachlässigkeit den Zugang ins Gebäude. Er zog sich die mitgebrachten Plastikhandschuhe über, nahm den Schlüssel und drehte ihn vorsichtig im Schloss. Kein Alarm. Langsam schob er die Tür auf und verschloss sie wieder von innen. Im Eingangsbereich war es völlig still. Nur die Straßenlaternen warfen etwas Licht auf den Steinboden. Viele Jahre war er hier fast täglich ein- und ausgegangen. Für einen Moment fühlte es sich an wie ein Nachhausekommen. Nein, das sollte sein letzter Besuch in diesem Gebäude sein. Er tastete sich durch den Korridor die zwanzig oder dreißig Meter bis zu seinem früheren Büro. Die Tür war zu, aber wie üblich unverschlossen. Er trat ein und blieb einen Moment stehen. Etwas Hel-

ligkeit drang durch das breite Fenster von der Straße. An der Einrichtung des Büros hatte sich nichts geändert. Am Fenster stand der Schreibtisch, der jetzt von seinem Nachfolger genutzt wurde. An der Wand stand der Besprechungstisch mit vier Stühlen, den der Neue als Ablage nutzte, denn darauf waren Papiere, Akten und Bücher in einem heillosen Durcheinander gestapelt. Der Raum war noch genau so eingerichtet, wie er ihn im Oktober letzten Jahres verlassen hatte. Im schwachen Licht der Straßenbeleuchtung konnte er mehrere Kaffeebecher aus Porzellan, Geschirr und zerknüllte Papiertaschentücher auf dem Konferenztisch erkennen. „So eine Schlampererei“, dachte Simon. Sein Nachfolger Harald Bocher war in der ganzen Firma für seine ausgefallenen Ideen, aber auch für seinen Hang zur Unordnung bekannt. Simon setzte sich an seinen früheren Schreibtisch und fand problemlos den Einschaltknopf des Rechners unter dem Tisch. Sekunden später erstrahlte der Bildschirm in einem grellen Blau. Simon erschrak heftig. Hastig reduzierte er die Helligkeit des Monitors. In der Hoffnung, dass der Wachmann der Sicherheitsfirma den Lichtschein nicht gesehen hatte, blieb er stehen und lauschte angestrengt auf ein verdächtiges Geräusch. Nichts rührte sich. Der Monitor zeigte eine weiß-blaue Gletscherlandschaft als Hintergrundbild, das er vor Monaten selbst eingerichtet hatte. Er betätigte die Return-Taste. Die Anzeige wechselte zum Startbildschirm mit der Aufforderung, Benutzername und Passwort einzugeben. Aus dem Gedächtnis tippte er seine Zugangsdaten von früher ein. Prompt kam als Antwort: 'Der Sicherheitsschlüssel ist nicht korrekt. Bitte versuchen Sie es noch mal.' Vielleicht hatte er sich ja vertippt? Er gab die Buchstaben- und Zahlenfolge

erneut ein. Die gleiche Meldung. Entweder war sein Account gelöscht oder das Passwort geändert worden. Keine Chance.

Fast wollte er aufgeben. Da sah er unter der transparenten Schreibtischunterlage einen gelben Post-it-Zettel mit einer handschriftlichen Zeichenreihe. Mithilfe seiner Mini LED-Taschenlampe entzifferte er mühsam das Kugelschreiber-Geschreibsel. Ein neuer und letzter Versuch. Eine Minute später der Erfolg. Am Monitor erschien die Meldung 'Welcome Harald Bocher'. Simon scrollte dessen Dateiverzeichnis durch und fand den Ordner 'Boschitron-Programm'. Er brauchte etwas Zeit, bis er sich in der Verzeichnisstruktur zurecht fand. Schließlich fand er die Datenbank mit den Angaben zur Motorsteuerung sämtlicher marken- und typenspezifischer Varianten. Der Datensatz mit 12,7 Millionen Einträgen umfasste die Daten sämtlicher Motorsteuerungen sowohl für Benzin- als auch für Dieselmotoren, die von Boschitron AG jemals an Kunden ausgeliefert worden waren. Das Datenpaket mit sechs Gigabyte kopierte er auf den mitgebrachten Memory-Stick. Dann schaltete er den Computer aus und schlich sich vorsichtig aus dem Gebäude.

Mit dem Auto fuhr er nach Ückesdorf zurück. Als er zu Hause ankam, war es sechs Uhr morgens und hinter den Dächern im Osten graute der Himmel. An der Garderobe hängte er die Anzugsjacke auf, nahm aus der Seitentasche den Memory-Stick und ging ins Arbeitszimmer. Durch das Fenster sah er, wie die Büsche und Bäume im Garten in der beginnenden Morgendämmerung langsam Konturen gewannen. Alles war ruhig. Er zog die Vorhänge zu, schaltete den PC ein und wartete ungeduldig, bis das Hintergrundbild und nach und nach die Programm-Icons am Bildschirm erschie-

nen. Dann steckte er den Memory-Stick in die USB-Buchse des Rechners und kopierte sämtliche Dateien auf die Festplatte. Wenige Minuten später signalisierte ein Piepton den Abschluss des Vorgangs. Alles hatte geklappt. Simon atmete erleichtert auf.

Es war Dezember geworden; die ganze Woche war kalt und regnerisch. Doch nicht das nasskalte Wetter hielt Simon im Haus, sondern die Aufgabe, den IMSI-Catcher in Betrieb zu setzen. So saß er für lange Stunden im Arbeitszimmer am Computer. Er installierte die IMSI-Auswertungssoftware und machte sich mit deren Funktionen vertraut. Am Freitag der Woche war es dann endlich soweit. Es gelang ihm, die eingehenden Funksignale zu unterscheiden, ob sie von Handys oder von Mobilfunk-Modulen aus Autos in der Umgebung kamen. Indem er die Handy-Signale ausselektierte, verringerte sich die Zahl der Lichtpunkte auf dem Monitor auf eine übersichtliche Anzahl. Alles funktionierte, aber noch fehlte der Praxistest.

Am Folgetag besorgte er sich bei einer Mietwagenfirma einen fast fabrikneuen Mercedes-Benz A-Klasse mit voller 'Online connectivity'. Die Versuche mit dem Wagen machte er in seiner Garage, in der es um diese Jahreszeit ziemlich kalt war. Auf dem Regal baute er seinen Laptop auf und schloss den IMSI-Catcher an. Dann startete er den A1 und ließ den Motor leise vor sich hin brummen. Dann versuchte er, mit dem IMSI-Catcher den Motor per Funk abzuschalten. Vergeblich. Auch alle Versuche mit anderen Einstellungen schei-

terten. Trotz dicker Daunenjacke und Skiunterwäsche fror er erbärmlich. Um nicht an den Motorabgasen zu ersticken, öffnete er zwischendurch immer wieder das Garagentor und ließ frische Luft herein. Fieberhaft und mit wachsender Verzweiflung probierte er die verschiedensten Konfigurationen am Computer.

Am späten Vormittag war es endlich so weit. Als der Wagen im Leerlauf vor sich hin tuckerte und Simon zum vielleicht hundertsten Mal den Stopp-Befehl am Laptop drückte, wurde es plötzlich ruhig. Der Motor des Mercedes hatte gestoppt. Simon war grenzenlos erleichtert. Seine Ausrüstung funktionierte. Damit konnte er über Funk auf die Motorsteuerungsmodule Tausender und Abertausender Fahrzeuge zugreifen. Vor lauter Glück wollte er den Mercedes umarmen. Gut, diese Hürde war genommen. Aber wie weiter? Zuerst musste er den Wagen zum Autovermieter zurückbringen. Doch wie? Alle Versuche, die Motorsteuerung mit einem 'Reset' in den Normalzustand zu versetzen, scheiterten. Das war gut, schließlich sollten die Fahrzeuge ja länger lahmgelegt bleiben. Er rief bei der Mietwagenfirma an und verlängerte die Mietdauer um eine Woche.

Als Simon am nächsten Morgen das Frühstücksgeschirr abräumte und aus dem Küchenfenster schaute, sah er, wie auf der gegenüberliegenden Ausfahrt ein gelber ADAC-Abschleppwagen vorfuhr. Vom gelegentlichen Grüßen kannte er den Nachbarn Stefan Eberlein, ein pensionierter Ministerialbeamter. Noch vor einigen Tagen hatten sie auf der Straße ein paar Worte gewechselt. Herr Eberlein hatte ihm seinen fabrikneuen Wagen vorgestellt, einen Audi SUV Q5: Leergewicht zwei Tonnen, 250 PS, Verbrauch zehn Liter

Diesel auf 100 Kilometer. Siedend heiß fiel Simon ein, dass dieses Fahrzeug das erste Opfer seiner gestrigen Experimente geworden sein könnte.

Simon ging aus dem Haus, überquerte die Straße und grüßte: „Herr Eberlein, ich habe den ADAC-Abschleppwagen gesehen. Was ist denn passiert?“

Eberlein war freudig überrascht von der Anteilnahme seines sonst wortkargen Nachbarn. „Sehen Sie. Ich bin ziemlich verzweifelt. Der neue Wagen“, brach es aus ihm raus. „Als ich gestern Abend nach Hause kam, ist der Motor plötzlich abgestorben. Der Mann vom ADAC konnte sich das nicht erklären. Heute haben sie ihn in die Werkstatt geschleppt. Nun soll dort das Problem gelöst werden. Hoffentlich.“

Einige Tage später fegte Simon abends altes Laub von der Einfahrt zusammen, eine Aufgabe, die er in letzter Zeit vernachlässigt hatte. Doch eigentlich wartete er auf die Rückkehr von Eberleins SUV. Am Abend des dritten Tages gegen 17 Uhr kam der schwarze Audi die Straße hoch und parkte vor dem Haus. Simon ging über die Straße zu Eberlein, als dieser von dem hohen Gefährt kletterte.

„Herr Eberlein, was war nun mit ihrem Wagen?“

„Denken Sie nur, drei Tage hat die Reparatur in der Audi-Werkstatt gedauert“, sagte er. „Zwei Tage haben die Experten dort versucht, den Computer zu rebooten, was immer das sein mag. Auf jeden Fall, funktioniert hat das nicht. Dann haben sie die gesamte Board-Elektronik ausgetauscht. Jetzt fährt er wieder. Ich kann ja nur froh sein, dass das alles noch auf Garantie ging.“

Am Morgen des 4. Dezember war es soweit. Der Himmel war düster verhangen und die kahlen Bäume streckten ihre schwarzen Äste in die frostige Luft. Als der Wecker um 5:00 Uhr klingelte, packte Simon den Laptop und den IMSI-Catcher in den Ford Fiesta. In dem Wagen hatte er das Autoradio ausgebaut, um an die Stromversorgung hinter dem Armaturenbrett zu kommen. Dort fand er auch das Kabel für die Antenne, die sich auf dem Dach des Ford Fiestas befand. Somit war die Funkverbindung für den Catcher hergestellt. Vor Beginn des morgendlichen Feierabendverkehrs fuhr Simon den Ford Fiesta aus der Garage. Das ganze Mobilfunkzubehör lag auf dem Beifahrersitz. Als Standort für seine Attacke wählte er die nur wenige Kilometer von seinem Haus entfernte Brücke über die Bundesautobahn 565. Zu dieser frühen Stunde waren noch kaum Fahrzeuge unterwegs. Die Wolken lockerten sich auf. Man sah sogar Sterne und den Halbmond im Osten.

Simon parkte den Fiesta auf einer Ausweichstelle hinter der Brücke, von der aus er in beide Richtungen volle Sicht auf die Autobahn hatte. Er war aufgeregt und angespannt. Den Laptop und den IMSI-Catcher legte er auf den Beifahrersitz. Er setzte die Anlage in Betrieb. Sie funktionierte. Auf dem Monitor sah er die Fahrzeuge in der Umgebung als bewegende Punkte, die der IMSI-Catcher erfasste. Als er die Tür öffnete, ging die Innenbeleuchtung an. Schnell schloss er die Tür wieder. Für die Aktion hatte er sich warm angezogen, einen gefütterten grünen Parka, die Mütze mit Ohrenklappen, die er tief über den Kopf schob. Nachdem er die Umgebung beobachtet und nichts Auffälliges bemerkt hatte,

stellte er durch das offene Seitenfenster die Anlage auf 'Senden'. Der Catcher sandte nun an die vorbeifahrenden Fahrzeuge den Befehl 'Motor stoppen'. Er stellte sich an die Brüstung der Autobrücke und beobachtete den um diese Zeit noch spärlich fließenden Verkehr auf der Autobahn unter ihm. Zu Simons Enttäuschung fuhren die Fahrzeuge dort einfach weiter. Dann tauchte aus der Dämmerung eine dunkelfarbige BMW-Limousine der 5er Reihe auf. Der Wagen fuhr stadteinwärts unter der Brücke durch. Simon wechselte auf die andere Brüstungsseite und schaute dem Auto nach. Dann verlangsamte das Fahrzeug seine Geschwindigkeit und hielt in etwa zweihundert Meter Entfernung auf dem Seitenstreifen. Die Innenbeleuchtung ging an. Simon sah, wie der Fahrer einige Minuten mit dem Handy hantierte, dann ausstieg und ratlos um das Auto herumging. In seiner Nähe blieben weitere Fahrzeuge stehen. Simon zeigte ein Blick in die andere Richtung, dass auch stadtauswärts fahrende Autos auf dem Standstreifen standen.

Es funktionierte. Er gratulierte sich selbst. All die Vorbereitung und die zahllosen Versuche hatten sich gelohnt. Er war nicht überrascht zu hören, dass manche Motoren weiterliefen. Das waren ältere Fahrzeuge ohne Mobilfunkverbindung zum Motor. Die Fahrer dieser Autos versuchten, an den liegen gebliebenen Autos vorbei zu kommen. Aber diese standen zu dicht, da war kein Durchkommen. Immer mehr Fahrzeuge rückten von hinten nach. Und immer, wenn sie in die Reichweite des Senders kamen, war für sie Schluss. Dann sah Simon, wie ein stadteinwärts fahrender Lastwagen mit Anhänger verlangsamte, der Fahrer aufgeregt am Schalthebel fuhrwerkte. Dann hörte er lautes Quietschen und sah, wie

sich das Ungetüm quer über die Fahrbahn stellte. Damit war die Richtung nach Bonn blockiert. Auch in der anderen Richtung herrschte Stillstand. Die A 565 war nun komplett gesperrt. Beherzte Fahrer versuchten eine Rettungsgasse zu bilden, indem sie ihre Fahrzeuge auf die Standspur schoben. Simon ging zurück zum Ford Fiesta und schaltete den IMSI-Catcher aus. Die ganze Aktion hatte nicht länger als eine Viertelstunde gedauert.

Als Simon gegen halb sieben die Brücke verließ und nach Hause fuhr, konnte er bereits die Konturen der Bäume und Büsche entlang der Straße sehen. Bald erreichte er die ersten Häuser von Ückesdorf. Alles wirkte friedlich. Zu Hause machte er sich ein kräftiges Frühstück mit Kaffee, Brot und Spiegelei. Die Aktion verbuchte er als vollen Erfolg. Die WDR-Nachrichten im Radio um acht Uhr begannen mit dem Bericht über den Zusammenbruch des morgendlichen Verkehrs rund um Bonn. Sichtlich betroffen berichtete der Sprecher von einem Verkehrsstau in beiden Richtungen der Autobahn 565 sowie vom Stillstand in Teilen des Stadtgebiets bis zur Bonner Innenstadt. Simon triumphierte. Genüsslich streckte er sich auf dem Sofa aus. Der Sender berichtete weiter über blockierte Kreuzungen und Autobahnzufahrten. Um 20:00 Uhr schaltete er die Tagesschau ein. Schon die erste Meldung betraf den Stau in Bonn. Demnach war die Bonner Innenstadt immer noch blockiert. Bevor er sich um elf Uhr ins Bett legte, löschte er das Licht und warf einen Blick aus dem Fenster. Im Wohngebiet war alles ruhig, kein Mensch unterwegs, kein Auto fuhr.

Im Vorzimmer des Präsidenten des Verbandes der Automobilindustrie (VDA) in der Behrenstraße in Berlin summt das Telefon. Die Chefsekretärin Beate Droste hob nach dem ersten Ton ab. Als sie die tiefe Stimme von Dr. Matthias Dissmann erkannte, richtete sie sich abrupt im Sessel auf.

„Frau Droste, ich bin gleich da, bitte machen Sie alles fertig.“

So war das aber nicht geplant, murmelte Beate Droste verärgert vor sich hin. Jetzt war es zwölf und ihr Chef war erst für den Nachmittag angekündigt. Etwas musste passiert sein. Sie hasste diese plötzlichen Planänderungen, die sie immer wieder in Stress brachten. Sie war noch damit beschäftigt, den Posteingang zu sortieren und die anstehenden Aufgaben in verschiedenfarbige Aktendeckel zu gliedern. Auch musste der Terminplan auf dem Bildschirm ihres Computers aktualisiert werden. Für den heutigen Tag sah er wie folgt aus:

11:00 Einweihung Drive-in Forum, VW, Charlottenburg

13:00 Mittagessen mit Vorstandsvorsitzenden Opel, Patrick Klein

14:30 Büro

16:00 Vortrag Stickoxid-Belastung in Innenstädten durch Dieselfahrzeuge, ADAC in Berlin

17:00 Abflug Brüssel, Gespräch mit dem Generaldirektor für Mobilität und Verkehr, 13. Etage der Kommission, Rue de la Loi, Brüssel

20:00 Pressegespräch mit Kreis ausgewählter Journalisten

21:00 Rückflug nach Berlin.

Zwanzig Minuten später kündigte der Lift mit einem leisen Gong seine Ankunft auf der Etage an. Lautlos öffnete sich die Schiebetür und heraus stürmte Dr. Dissmann, dicht gefolgt von seinem Fahrer Volker Salmann, der seinen schweren Aktenkoffer trug. Dissmann begrüßte Beate Droste mit einem flüchtigen Handschlag und verschwand in seinem Büro. Der Fahrer zog sich wie üblich in die Büroküche in seine übliche Wartestellung zurück. Dissmann rief durch die offene Tür laut: „Frau Droste, ich muss telefonieren. Ich brauche ein Gespräch mit Krug. Bitte rufen Sie sein Büro an.“

Arnold Krug war Vorstandsvorsitzende von BMW und einer der wenigen, die Dissmann als persönlichen Freund bezeichnete. Er ließ sich in den mit schwarzem Naturleder bespannten Chefsessel sinken. Auf der hochglanzpolierten Nussbaumplatte des breiten Schreibtischs stand nichts als eine Telefonanlage im neuesten Design. Er liebte diesen Platz und die Aussicht auf die Kreuzung Behenstraße – Markgrafenstraße. Aber heute hatte er dafür keinen Blick. Er war in höchstem Maße aufgebracht. Er legte beide Unterarme auf die Tischplatte und stierte stumm vor sich hin. Dann trommelte er ungeduldig mit den Fingerspitzen der rechten Hand auf den Tisch.

„Frau Droste, wo bleiben Sie denn?“

Beate Droste betrat das Zimmer mit einem Tablett, darauf ein Porzellangedeck und eine Thermoskanne Kaffee. Beim Eingießen berichtete sie von ihrem Anruf im Büro Krug. Krug sei nicht da, aber um 15:35 Uhr telefonisch zu erreichen. Dissmann nahm einen Schluck Kaffee, schwarz wie üblich. Sie verließ das Zimmer und kam gleich darauf mit den Akten und einem Stenoblock zurück. Sie setzte sich auf

den Stuhl vor den Schreibtisch. Wie üblich legte sie Dissmann den soeben ausgedruckten Terminplan vor ihn auf den Schreibtisch. Er schob ihn unwirsch auf die Seite. „Frau Droste, ich brauche keinen Terminplan. Sagen Sie bitte für heute die Termine ab, alle. Ich brauche den Termin mit Krug. Haben wir seine Handy-Nummer?“

„Die muss ich raussuchen. Aber Herr Dr. Dissmann, einen Moment. Ich habe hier eine ganz aktuelle Meldung von dpa. Gerade eingegangen, es geht um einen riesigen Verkehrsstau rund um Bonn.“

Sie schob das Dokument zu ihm hin. Dissmann warf einen leicht genervten Blick darauf.

„Frau Droste, das kenne ich bereits. Die Nachricht kam ja gerade im Autoradio.“

Trotzdem griff er danach und schaute auf das oberste Blatt des zweiseitigen DIN-A4-Ausdrucks, das überschrieben war mit 'Schadensmeldungen Bonn'. Mit dem Kopf in beide Hände gestützt, las er konzentriert Zeile für Zeile des Textes. Beschrieben war ein Verkehrsstillstand im Raum Bonn und Umgebung. Mehr als 20.000 Fahrzeuge waren betroffen. Die offiziellen Stellen hatten keine Erklärung für den Verkehrskollaps. Man stand vor einem Rätsel. Aber Dissmann war völlig klar: Was da auf diesen Seiten stand, war nichts weniger als eine Katastrophe. Das war ein Angriff sowohl auf die gesamte deutsche Automobilindustrie als auch auf ihn persönlich.

Frau Droste goss Dissmann heißen Kaffee nach. In diesem Moment läutete das Telefon auf dem Schreibtisch. Droste nahm das Gespräch an. Nach einem kurzen Dialog legte sie den Hörer ab und gab die Nachricht in Kurzform weiter:

„Das war die Sekretärin von Bundesminister Schauer. Der Minister bittet Sie, in einer halben Stunde in seinem Büro zu sein. Pünktlich“, sagte sie.

Dissmanns Blick ruhte immer noch auf dem Papier. Mit einem Nicken gab er zu verstehen, sie gehört zu haben.

„Ja, wenn der Minister ruft“, sagte er mit einem gequälten Gesichtsausdruck. „Dann müssen wir wohl.“ Dann griff er zu seiner Tasse und leerte sie.

„Bitte rufen Sie Salmann. Wir fahren gleich.“

Er stand auf. „Ich komme anschließend noch einmal zurück. Hat sich Krug schon gemeldet?“

„Nein.“

Von hier bis zum Büro des Bundesministers für 'Verkehr und digitale Infrastruktur', Oskar Schauer, war es ein bequemer Spaziergang durch die Straßen Berlins von etwa einer halben Stunde. Aber diesen Weg war Dr. Dissmann noch nie zu Fuß gegangen. Der Gedanken war ihm nie gekommen. Er ließ sich fahren, immer auf der Rückbank des S-Klasse-Mercedes, Sechszylinder mit 442 PS, der mit zahlreichen Assistenzsystemen, mit untereinander vernetzten Fern-, Mehrbereichsradaren, Stereokameras, Infrarot-Video und Ultraschall-Sensoren ausgestattet war. Da es heute früh geregnet hatte, glänzte das Pflaster dunkel, als der Wagen aus der Tiefgarage des Markgrafenpalais auf die Straße rollte. Es hatte aufgehört zu regnen, aber der Tag war grau, kein Sonnenstrahl drang durch die Wolkendecke. Dissmann machte sich Sorgen. Der massenhafte Stillstand der Autos in Bonn war im höchsten Maß mysteriös und beängstigend. Doch von einem Verkehrsminister wie ein Schuljunge vorgeladen zu werden, empfand er als beleidigend. Für den VDA-

Präsidenten war Oskar Schauer ein selbstverliebter Wichtiger, der nur seine Karriere in Partei und Politik im Auge hatte. Als VDA-Präsident hatte er schon mehrere unqualifizierte Verkehrsminister kennengelernt, aber der Jetzige war unbestreitbar der Unfähigste. Einzig aus Schauers Begeisterung für schnelle Autos konnte man so etwas wie eine Qualifikation für die Position ableiten. Allerdings musste er ihm zugutehalten, dass Schauer sich schützend vor die Autohersteller gestellt hatte, als behauptet wurde, sie hätten durch falsche Angaben der Emissionswerte Kunden um Millionen und Milliarden Euros betrogen.

Während der Fahrt ging Dissmanns Handy. Das Display zeigte: 'Arnold Krug', Vorstandsvorsitzender von BMW.

„Arnold, was ist denn los? Was sind denn das für Nachrichten?“

„Wir wissen es noch nicht. Ich komme gerade aus einem Meeting mit meinen Experten. Die Wagen bleiben einfach stehen, zu Hunderten, zu Tausenden. Aber nur im Bereich Bonn. Ich bin in München. Wir schicken gleich eine Arbeitsgruppe mit dem Flieger los.“

„In welche Richtung gehen denn eure Vermutungen?“

„Eine Störung in der Motorelektronik, so der Verdacht“, sagte Krug. „Das Problem hatten wir vor Jahren einmal im Labor. Aber jetzt in diesem Ausmaß. Vielleicht ein Problem mit dem Mobilfunk.“

„Bitte halte mich auf dem Laufenden. Ich bin gerade auf dem Weg zu unserem Verkehrsminister.“

„Sobald ich was Neues weiß, sage ich Bescheid“, versicherte Krug. „Viel Vergnügen bei unserem Verkehrsminister“, sagte er mit einem Anflug von Spott in der Stimme.

Wegen eines Staus auf der Luisenstraße kam Dissmann nicht wie geplant nach 20 Minuten, sondern erst nach 48 Minuten im Vorzimmer des Ministers an. Beim Betreten stellte Dissmann mit Genugtuung fest, dass sein eigenes Büro im Markgrafenpalais wesentlich größer und mondäner war als das eines Bundesministers. Er hatte nie ein Ikea-Kaufhaus von innen gesehen, aber bei der Innenausstattung und dem hellen Fichtenholz musste er an Ikea denken. In diesem Moment dachte er wieder gerne daran, dass sein eigenes Gehalt das Mehrfache eines Ministergehalts betrug. Als er vom persönlichen Assistenten ins Zimmer des Bundesministers geführt wurde, stand dieser vom Schreibtisch auf, ging ihm aber nicht entgegen. Bundesminister Schauer lächelte nicht. Offenbar ärgerte er sich über die Verspätung seines Gastes. Er war mit seinen 49 Jahren fast zwanzig Jahre jünger als Dissmann. Makelloser Anzug, dezentes Hemd, ohne Krawatte. Der Minister wirkte bestens ausgeschlafen. Die Haut seines Gesichts war glatt und gebräunt. Dissmann beneidete ihn um diese Fähigkeit, Probleme an sich einfach abprallen zu lassen. Und offenbar ließ ihm sein Ministeramt genug Zeit zum Skifahren.

Mit einer Handbewegung wies Schauer seinen Besucher den Weg zum Besprechungstisch an der Stirnseite des Raums, bot ihm einen Stuhl an und setzte sich ihm gegenüber. Dissmann meinte zu sehen, dass Schauers Stirn feucht glänzte. War er doch nicht so entspannt? Er beugte sich zu Dissmann hin und schaute ihm direkt in die Augen.

„Herr Dr. Dissmann, jetzt erzählen Sie. Was ist da los mit den Autos?“, fragt er.

Dissmann hob beide Hände hoch, eine Geste der Hilflosigkeit: „Herr Minister, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht. So viele Ausfälle an Fahrzeugen an einem Tag? Und immer sind es Neuwagen. Merkwürdig“.

Schauer begann abwesend im Stapel ausgedruckter E-Mails zu blättern, konnte aber das Gesuchte nicht finden. Dann warf er Dissmann einen ärgerlichen Blick zu: „Mensch, Sie haben doch die gesamte Messtechnik zur Verfügung. Können Sie nicht feststellen, woher die Störung kommt?“

Dissmann antwortete nicht.

„Herr Dissmann, da kam gerade wieder eine Meldung rein. Ein neuer Vorwurf wegen Betrügereien bei den Abgasmessungen. Sie machen mir meine Arbeit nicht einfach. Wie stehe ich denn da? Wie kann ich Ihnen den Rücken freihalten, wenn solche Dinge passieren?“

„Bei den Abgasmessungen gab es tatsächlich technische Probleme. Keine Sorge, darum kümmern wir uns.“

„Aber das mit dem Verkehrsstau in Bonn. Was hat es denn damit auf sich? Das fällt doch auf mich zurück“, rief Schauer aus. „So etwas wie Verkehrsstillstand kann ich nicht brauchen. Wie stehe ich im Kabinett da!“

„Auf der Herfahrt habe ich mit meinen Leuten telefoniert“, sagte Dissmann. „Es gab noch keine überzeugende Ursachenanalyse. Man berichtet mir, dass es an den Fahrzeugen keine technischen Probleme gibt. Die sind in Ordnung.“

Schauers Stimme klang verärgert: „Sie können mir doch nicht erzählen, dass Tausende Autos ausfallen und die Hersteller der Fahrzeuge keine Ahnung haben, warum.“

„Ich habe gerade auf dem Weg hierher mit Arnold Krug, BMW, telefoniert. Sie sind an der Sache dran. Er schickt ein Team nach Bonn.“

Schauer nickte zustimmend. „Gut“.

Dissmann legte sich im Konferenzstuhl zurück und sagte: „Es könnte ein Problem mit dem Mobilfunk gegeben haben. Heutzutage haben wir Mobilfunktechnik wie 4G/LTE oder WLAN in Fahrzeugen aller Preisklassen eingebaut. Herr Schauer, ich gebe zu, wir haben die ganze Sache noch nicht ganz unter Kontrolle. Man kann nicht ausschließen, dass es eine Sicherheitslücke gegeben hat. „

„Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen“, sagte Schauer. „Könnte es sein, dass es sich um eine Racheaktion Ihrer Kunden handelt? Es gab einige rechtliche Unklarheiten, es wird zu Klagen kommen. Ich habe mich immer vor unsere Automobilindustrie gestellt und mir dafür viel Schelte eingehandelt. Aber es war nicht immer korrekt, was Ihre Firmen gemacht haben. Vielleicht haben Sie einen Kunden so verprellt, dass er meint, zu militanten Mitteln greifen zu müssen.“

Dissmann wiegelte ab: „Wissen Sie, es gibt immer solche Vorwürfe von Leuten, die der Automobilindustrie nicht wohlgesonnen sind. Es ist unsere Aufgabe als VDA hier Aufklärungsarbeit zu leisten. Die Medien müssen sich wieder stärker an Fakten und nicht an Gerüchten orientieren.“

„Hatten Sie denn schon einmal Racheaktionen?“

„Gibt es natürlich schon. Aber eine Aktion dieses Ausmaßes, so weit geht der Zorn nicht. Da kann ich Sie beruhigen, Herr Bundesminister. Unsere Autokäufer sind doch keine Kriminellen. Sie hätten auch gar nicht die Fachkenntnis

für diese Aktion. Nein, das kann ich mir überhaupt nicht erklären. Das ist Sabotage.“

„Wer steckt wohl hinter dem Anschlag? Könnte es sich um Terroristen handeln?“

„Da unsere Wirtschaft auf der Automobilindustrie beruht, könnten es tatsächlich Öko-Terroristen sein. So wie sie Schweineställe angreifen. Wer sonst sollte die Idee haben, die Fundamente unserer Wirtschaft anzugreifen?“

„Wir werden das heute nicht klären können, Herr Dr. Dissmann“, sagte Schauer. „Ich werde mit dem Innenminister sprechen, es müssen alle Hebel in Bewegung gesetzt werden. Die Bundeskanzlerin muss sofort eingeschaltet werden. Denn hier handelt es sich um einen nationalen Notstand.“

Es gab wütende Kommentare im Fernsehen, Radio und Internet. Man sprach von einem Anschlag auf die freie Welt, Verletzung der Menschenrechte und auf das Grundrecht ein Auto zu fahren. Als Täter vermutete man die Russen, dann auch wieder chinesische Agenten, dann wieder arabische Terroristen. Es gab die Theorie, dass der CIA dahintersteckte. Aber noch waren das alles Vermutungen, niemand konnte überzeugende Beweise vorlegen.

Simon verfolgte die Diskussion in den Medien mit gemischten Gefühlen. Zwar war er von sich selbst überrascht, dass seine Aktion ein so riesiges Medieninteresse gefunden hatte. Je abstruser die Behauptungen, je dümmer die Vermutungen, umso mehr fühlte er sich von der Richtigkeit seines Tuns überzeugt. Es gab ihm einen Kick. Empörend fand er,

dass die Gefahren und Bedrohungen des Autoverkehrs überhaupt nicht erwähnt wurden. Nur einige Internet-Blogs begrüßten die Aktion als sinnvolle Maßnahme gegen die zunehmende Belastung durch den Autoverkehr. Dass viele Kommentatoren seine Aktion mit Unverständnis und Beschimpfungen bedachten, steigerte seine Überzeugung der Richtigkeit seines Tuns gesteigert. Aber gleichzeitig machte sich eine Beklemmung im Bauch bemerkbar. War es Angst? Auf jeden Fall wurde ihm die ganze Sache unheimlich. Seine Aktion hatte nur einige Leute gepikst, doch er begann bereits die enorme Macht des Autoimperiums zu ahnen. Mit Nachsicht durfte er nicht rechnen. Ja, sie würden ihn jagen. Jetzt bereute er, den Versuch so nahe an seinem Wohnort gemacht zu haben. Falls die Ermittlungsbehörden auf die Idee kommen sollten, nach Leuten mit den entsprechenden Sachkenntnissen zu suchen, würden sie zwangsläufig auf seinen Namen stoßen. Seine frühere Tätigkeit bei EMC war bekannt. War er zu leichtsinnig gewesen?

Am Abend berichtete die Tagesschau über den Stau in Bonn. Dazu folgte danach eine viertelstündige ARD-Sondersendung. In einem Live-Interview sprach der Verkehrsminister Oskar Schauer von einer „präzise geplanten Aktion, die darauf ausgelegt war, das Bonner Stadtzentrum lahmzulegen und maximale Behinderungen in die Vorweihnachtszeit zu bringen.“ Man dürfe nicht zulassen, dass Terroristen zentrale Teile der nationalen Infrastruktur auf diese Art lahmlegten. „Das war ein Angriff auf uns alle. Und ich kann Ihnen versichern, dass wir alles tun werden, die Täter des feigen Anschlags zu ermitteln und zu bestrafen. Als Verkehrsminister fordere ich die Automobil-Unternehmen auf,

sicherzustellen, dass so etwas in Zukunft nicht wieder passiert.“

Spät abends klingelte Simons Handy. Es meldete sich eine männliche Stimme.

„Hallo Simon, genial, muss ich schon sagen. So viele Autos zum Stehen zu bringen.“

Jetzt erkannte Simon die Stimme von Sartori.

„Hallo Adam, schön etwas von dir zu hören.“

Sartori fuhr fort: „Gute Aktion, aber die Sache ist gefährlich.“

„Jetzt mal langsam, von was sprichst du?“

„Ich meine diesen Verkehrsstau in Bonn. Die Autos stehen und Ruhe ist. Die Autoleute werden Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um den Schuldigen zu finden. Du hast ihre heilige Kuh angegriffen.“ Er kicherte.

„Wie kommst du denn darauf, dass ich etwas mit dem Stau zu tun habe?“

„Mach keinen Quatsch, das ist doch klar, dass du das warst. Du hast den Verkehr in Bonn lahmgelegt. Die Meute wird vor Wut außer sich sein.“

Simon ließ ihn reden.

„Das war ein guter Versuch. Exzellent. Aber allein kannst du das nicht machen.“

Simon wusste nicht wie reagieren. Er war entsetzt, dass ihn jemand so schnell als Verursacher der Aktion entdeckt hatte. Aber bisher nur Sartori – hoffentlich.

Simon fragte: „Nun gut, was hast du vorzuschlagen?“

„Die Aktion wiederholen, mehrmals, in anderen Städten, weltweit. Mit solchen Aktionen bekämpfen wir den Raubbau an der Natur. Wir legen die Kisten still, starten einen morali-

schen Kreuzzug und leiten eine Verkehrswende ein“, stieß Sartori hervor. „Das Auto führt uns sonst in die Katastrophe. So kann es nicht weiter gehen. Ich habe den Glauben verloren, an die Vernunft, an das Institut, an die Politik, auch an 'Morgenwind'.“

Als Simon nicht auf die Vorschläge einging, erstarb das Gespräch.

„Ich höre schon, du willst also nichts unternehmen“, sagte Sartori. „Aber vielleicht überlegst du dir das noch. Ich rufe dich wieder an.“ Damit legte er auf.

Am zweiten Abend nach dem Anschlag spürte Simon, wie er nach all der Aufregung seine Gelassenheit wiederfand. In der Küche machte er sich ein Käsebrot, legte eine in Scheiben geschnittene Tomate darauf, goss sich ein Glas Wein ein, setzte sich auf die Couch und schaltete die Tagesschau ein. Der Bonner Verkehrsstau kam wieder an erster Stelle. In einigen Teilen der Stadt lief der Verkehr bereits normal. Kaum war der Wetterbericht zu Ende, kam ein Anruf. Auf dem Display stand Elsas Name.

„Da ist ganz schön was los bei euch in Bonn?“, fragte Elsa.

„Du meinst den Verkehrsstau in den Nachrichten.“

„Genau, den meine ich. Sag mal, könnte es sein, dass du irgendetwas damit zu tun hast?“

„Wie kommst du denn da drauf?“, fragte Simon betont irritiert.

„Na ja, das ist es doch, was du wolltest. Das hat doch diese Autophobie“, rief sie.

„Autophobie ist doch etwas anderes. Aber es ehrt mich, dass du mir das zutraust. Tatsächlich genieße ich die Stille.“

Zum ersten Mal, seit ich hier eingezogen bin – hinter dem Haus kein Autobahn-Rauschen. Toll.“

Er schwieg.

„Warum so bescheiden, Simon?“, fragte Elsa. „Nun gut, ich will dich jetzt nicht weiter ausfragen. Wie geht es dir überhaupt? Was machst du so?“

„Ach, mir geht es gut. Ja wirklich, mir geht es gut. Du, ich freue mich, dass du anrufst. Wie geht's dir?“

„Bin immer noch sehr beschäftigt. In Berlin gibt es genug verrückte Sachen, über die man schreiben kann.“

„Ja, ich gestehe, dass ich über den Verkehrsstillstand nicht traurig bin. Ich muss sagen, die Sache gefällt mir. Vielleicht gibt das einigen Leuten zu denken. Ein Warnsignal.“

„Lieber Simon, bitte, falls du etwas erfährst, von den Vorgängen in Bonn, lass es mich wissen. Du weißt, Journalisten, auch Journalistinnen, leben von solchen Storys.“

„Ich schaue mal, ob ich etwas erfahren kann.“

Er bedauerte, sie anzulügen. Doch es musste sein.

Die Pizzeria 'Don Camillo' im Stadtteil Brüser Berg war erst vor einem halben Jahr eröffnet worden. Simon saß am Fenster mit Blick auf die Konrad-Adenauer-Straße, auf der der abendliche Berufsverkehr rollte. Er war mit Klaus Schneider verabredet. Schon von Weitem sah er Klaus auf dem Fahrrad die Anhöhe hoch strampeln. Es war ein kalter Wintertag und Klaus trug eine dicke schwarze Wollmütze, gesteppten Parka und Wanderstiefel. Er betrat das Lokal. Simon stand auf, ging auf ihn zu. Sie begrüßten sich mit einer kurzen Umarmung.

Klaus atmete schwer, hängte seine Jacke über den Stuhl und beide setzten sich.

„Na Klaus, heute nicht mit dem Auto unterwegs?“, scherzte Simon.

„Wie denn?“, entgegnete Klaus. „Mein Audi steht seit einer Woche in der Autobahnauffahrt Richtung Bonn Nord, Opfer der Attacke.“

„Dann trink erst mal was. Ich habe schon ein Bier bestellt. Ich bin mit dem Fahrrad da. Da können wir ruhig ein paar Gläser mehr trinken.“

„Du hast es gut, als Frührentner musst du ja nicht zur Arbeit. Aber tatsächlich fahre jetzt häufig mit dem Fahrrad, so langsam gewöhne ich mich daran.“

„Wie geht es denn bei EMC?“

„Wie du weißt, gibt es Ermittlungen wegen dem Datensatz.“

„Gab es denn bei euch schon eine polizeiliche Untersuchung?“, fragte Simon.

„Ja klar, der Verdacht fällt auf EMC. Auch ich wurde schon von der Polizei befragt.“

„Verdächtigt man dich auch?“

„Mich persönlich nicht“, erwiderte Klaus. „Tatsächlich hatten eine ganze Menge Leute Zugriff auf die Daten. Vermutlich jeder der 84 Beschäftigten bei EMC. Auch jede Putzfrau. Gerade ist man dabei zu klären, wer alles den Zugriff darauf hatte.“

„Da hat wohl jemand bei der Datensicherheit geschluppert“, bemerkte Simon.

„Das ist wohl so. Das Ganze ist ziemlich peinlich für EMC. Und unser Kunde Boschitron droht mit einer Klage.“

Andere Zulieferer hatten aber ebenfalls Zugriff auf die Daten. Ein Glück, denn sonst stünde EMC eine Millionenklage auf Schadenersatz ins Haus.“

Simon rief die Bedienung und sie bestellten Pizzas.

Klaus sagte: „Du hattest übrigens ziemlich Glück. Die geleakte Datenbank wurde erst nach deinem Weggang auf den Server gestellt. Du bist also raus aus dem Kreis der Verdächtigen.“

„Da bin ich froh“, sagte Simon. Wie erleichtert er war, ließ er sich nicht anmerken.

Klaus wütend: „Was waren denn das für Spinner! Einer allein kann das gar nicht gemacht haben. Das muss eine Bande gewesen sein. Doch wo ist das Motiv? Ich verstehe es einfach nicht. Leute, die das Auto abschaffen wollen? Ideologen, die die unsere Wirtschaft in den Abgrund stürzen wollen?“

„Na, ich weiß nicht. Weißt du, seit ich von der Firma weg bin, sehe ich manche Dinge etwas anders. Vielleicht hat es auch mit dem Tod von Vera zu tun. Da wird manches unwichtig, während anderes wichtiger wird. Es mag verrückt klingen, aber früher hielt ich mich für unsterblich. Zwar wusste ich natürlich, dass man sterben muss, aber das war abstraktes Wissen. Es hat mich nicht berührt. Doch jetzt ist es mir präsent, jeden Tag.“

Klaus war von so viel persönlicher Offenheit peinlich berührt. Irritiert sagte er: „Aber Simon, das weiß ich doch auch.“

„Vera ist nicht mehr da. Früher habe ich gar nicht daran gedacht, dass das Leben begrenzt ist. Vielleicht haben wir ja tatsächlich zu viel Autoverkehr in Deutschland. Und da ist auch die Sache mit dem Klimawandel.“

Klaus schaute erstaunt auf. „Ich weiß jetzt nicht so richtig, was du meinst. Aber weißt du, das ist nicht meine Aufgabe, mich darum zu kümmern. Die Zukunft der Welt – nicht mein Bier. Ich schaue, dass ich meine Arbeit mache, Geld verdiene, die Familie ernähre, und alles anderes ist mir schnuppe.“

Simon fragte: „Denkst du nicht an die Zukunft deiner Kinder?“

„Natürlich, aber ich bin doch nicht so größtenwahnsinnig zu glauben, dass ich an der Zukunft der Menschheit etwas ändern könnte.“

„Nun ja, so wie du das sagst, klingt es vernünftig. Man kann aber sehen, dass man eine größere Verantwortung hat. Und wenn die Menschen in ihr Unglück rennen, warum sollte man nicht versuchen, sie davon abzuhalten?“

„Na, dann mach du das mal“, erwiderte Klaus verärgert. „Ich bestelle uns noch zwei Bier und zwei Korn dazu. Wir sind ja nicht mit dem Auto hier. Ich bezahle, du bist ja arbeitslos.“

„Ganz verarmt bin ich nicht, aber – einverstanden. Danke. Klaus, wie geht's eigentlich deiner Frau?“

„Sie lässt dich grüßen. Ihr geht es gut, den Kindern auch. Du sollst mal wieder bei uns vorbeikommen.“

„Vielleicht komme ich nach den Weihnachtstagen einmal zu euch.“

„Willkommen. Wir sind zwischen den Jahren zu Hause. Noch habe ich keinen Termin für die Werkstatt und ich weiß nicht, wann das Auto wieder fahrbereit ist.“

Simon sagte mit einem Grinsen: „Es sind auch einige Tausend Fahrzeuge wieder zum Laufen zu bringen.“

Er dachte daran, dass der von ihm gemietete Mercedes A1 noch immer in seiner Garage stand. Die Mietwagenfirma hatte einen Mechaniker geschickt, der aber den Wagen nicht reparieren konnte. Nun sollte der Wagen abgeschleppt werden.

Klaus fragte: „Sag mag, hast du eben gegrinst? Für dich ist das ja noch witzig, du mit deinem alten Fiesta. Der läuft ja nach wie vor?“

„Den kann ich dir leihen. Ich brauche ihn kaum.“

„Das wäre toll. Nehme ich gerne an. Sag mal, was willst du jetzt eigentlich machen? Suchst du dir wieder eine Stelle?“

„Das weiß ich noch nicht. Ich denke daran, das Haus zu verkaufen. Was soll ich mit dem großen Haus? Entweder suche ich mir eine kleine Wohnung in der Stadt oder ein kleines Haus auf dem Land. Ich bin jetzt bald fünfzig und bei meinen bescheidenen Ansprüchen bräuchte ich eigentlich nicht mehr zu arbeiten.“

Klaus schaute ihn ungläubig an: „Das ist jetzt nicht dein Ernst? Leute wie du werden benötigt. Du kannst jederzeit einen Job haben, bei deiner Qualifikation bist du nicht zu alt.“

„Na ja, ich weiß es noch nicht“, sagte Simon. „Irgendwas muss ich natürlich tun. Ich denke darüber nach.“

„Dann hoffen wir nur, dass die Sache mit den Autos bald gelöst wird. Denn sonst hat die Autoindustrie Probleme und ich auch.“

„Ja, hoffen wir das Beste.“

Zwei Tage später rief Sartori wieder an.

„Ich wollte noch einmal mit dir sprechen. Passt es dir jetzt? Bist du allein?“

„Ja, warum tust du so geheimnisvoll?“, fragte Simon.

„Weil ich dich noch einmal zu dem Anschlag befragen wollte. Ich habe da so eine Idee.“

„Wie kannst du denn so sicher sein, dass ich mit der Sache zu tun habe?“

Sartori ging auf diese Frage nicht ein, sondern fuhr fort:

„Ich weiß, dass du das warst. Ich weiß sogar, wie du es gemacht hast. Die Technik des IMSI-Catchers habe ich dir sogar selbst erklärt, bei unserem Treffen im Café am Steinplatz. Mit dem Catcher hattest du Zugriff auf die Mobilfunkmodule der Autos. Nach kurzer Zeit standen sie dann. Ich weiß nicht, wo du die Datenbank herhattest. Ich will das auch nicht wissen. Aber mit diesem Datensatz kann man einiges anstellen.“ Er lachte.

„Gut, Adam. Ich gebe ja zu, ich habe da ein kleines Experiment gemacht. Erfolgreich. Den entscheidenden Tipp habe ich von dir bekommen.“

„Dachte ich es mir doch. In den Automobilunternehmen sind sie jetzt am Rotieren. Du hast sicher gestern den Auto-lobby-Chef Dissmann im Fernsehen gesehen. Die Herren blasen zum Angriff. Aber sie haben keine Täter und wissen nicht, wohin mit ihrer Wut.“

- „Ja, das war sicherlich ein schwerer Schlag für die Branche.“

- „Simon, hör zu. Die Aktion war gut. Wir sollten diese Sache in größerem Rahmen diskutieren. Mal sehen, wie das bei unseren Leuten ankommt. Du musst dich nicht outen.“

Wir könnten den Anschlag unter dem Gesichtspunkt einer ökologisch verträglichen Verkehrspolitik diskutieren. Ein Seminar mit Umweltaktivisten, etwa unter dem Thema 'Die Sicherheit von Navigationssystemen im innerstädtischen Verkehr'.

„An welchen Ort denkst du da?“

„An die Räume von 'Morgenwind', Neukölln. Du kennst den Laden.“

„Stimmt Hartmann zu?“

„Weiß ich noch nicht. 'Morgenwind' wäre Co-Veranstalter. Ich werde Hartmann fragen.“

Beide schwiegen. Das Schweigen dauerte lange. Dann meldete sich Sartori wieder: „Bist du noch dran?“

„Das Thema zu Navigation und Mobilität dürfte dir ja wie auf den Leib geschneidert sein. Informell geht es natürlich um etwas anderes: 'Wie kann ein Hackerangriff den innerstädtischen Autoverkehr zum Erliegen bringen?'

„Ich kann zum Thema Navigation referieren. Zu dem Verkehrskollaps berichte ich als betroffener Bonner Bürger. Mehr mache ich nicht. Ich muss die Leute erst kennenlernen, ob sie vertrauenswürdig sind.“

„Simon, die Leute sind gut, verlässlich und verschwiegen, dafür garantiere ich. Komm einfach nach Berlin! Ich werde sehen, was sich ergibt und was sich machen lässt. Für das Seminar werde ich zwei volle Tage ansetzen.“

Er nannte sich Rademacher, aber so hieß er nicht. Er war ein spezieller Mitarbeiter des Bundeskriminalamts. Nur er selbst

wusste seinen Rang und seinen wirklichen Namen. Er setzte sich auf eine Holzbank in der Baumreihe, nahm aus seinem Rucksack eine Plastikflasche Cola und ein belegtes Brötchen. Beides hat er heute Morgen an einem Kiosk gekauft. Er sah auf seine Armbanduhr. Es war 9:45 Uhr. Eine kühle Brise wehte und der Himmel war von einer dicken Wolkendecke bezogen. Ortlieb Rademacher war der Leiter der Einsatzgruppe. Eine Überwachung dieser Art wurde üblicherweise von seinen Untergebenen erledigt. Aber diese Sache war zu wichtig. Von hier aus hat er einen Blick auf die A 565, auf der sich vor zwei Wochen Autos bis zum Horizont gestaut hatten. Totalstillstand. Seit dem Anschlag waren verschiedene Organisationen überwacht worden. Doch noch nie hatte es derartige Vorfälle im Raum Köln gegeben, verdächtige Gruppen waren von seiner Organisation nur in Berlin überwacht worden. Seine Fachleute hatten ihm versichert, dass ein zeitgleicher Ausfall von so vielen Fahrzeugen kein Zufall sein konnte. Sie waren sich einig gewesen: 'Sowohl theoretisch als auch praktisch unmöglich'. Die Zugangsdaten für jedes der betroffenen Fahrzeuge waren passwortgeschützt gewesen. So die einhellige Versicherung der an der Untersuchung beteiligten Hersteller. Und es gab bisher keinen Hinweis, dass die Liste mit den Passwörtern leaked worden war. Die ganze Sache war unerklärlich, und es war die Aufgabe seiner Abteilung, sie aufzuklären.

Als Rademacher sein belegtes Brötchen verzehrt, die Tüte fein säuberlich gefaltet und in der Außentasche seines Parkas verstaut hatte, fuhr eine schwarze Limousine vor. Zwei Männer stiegen aus. Der Fahrer blieb beim Auto stehen. Der andere, ein stämmiger Mann im schwarzen Wollmantel mit

Hut ging mit bedächtigen Schritten auf Rademacher zu und stellte sich vor.

„Norbert Hilger, Polizeipräsident von Bonn.“

Sie schüttelten sich die Hand.

„Danke, dass Sie gekommen sind, Herr Polizeipräsident. Ich leite die 'Taskforce Interface'“, sagte Rademacher.

Hilger, der von einer solchen Taskforce noch nichts gehört hatte, sagte: „Angesichts der Bedeutung des Vorfalls wollte ich den Tatort selbst anschauen. Gibt es neue Erkenntnisse?“

Sie gingen ein paar Schritte in Richtung der Autobahnbrücke.

„Unsere Experten kamen zu dem Ergebnis, dass sich der oder die Täter ungefähr hier befunden haben mussten, als sie den Sender aktivierten“, erläuterte Rademacher und wies mit der Hand auf die Brücke.

„Wir haben sämtliche Fahrzeuge akribisch erfasst. Von hier muss das Signal gekommen sein. Der Sender hat eine Reichweite von ungefähr drei bis fünf Kilometern. Es gab zwar einige Ausfälle in Beuel, aber sonst kaum welche auf der anderen Rheinseite.“

„Könnten es islamistische Terroristen gewesen sein? Wer in New York Hochhäuser zerstören kann, könnte vermutlich auch ein solche Aktion machen.“

„Darauf gibt es keine Hinweise, sagt der BND.“

Hilger fragte: „Haben Sie hier irgendwelche Spuren gefunden?“

„Die Spurensicherung hat nichts ergeben. Keine Hinweise. Allerdings könnte das Signal auch von einer Drohne aus

geschickt worden sein.“ Er wies mit einer vagen Geste hoch auf die dichte Wolkendecke über ihnen.